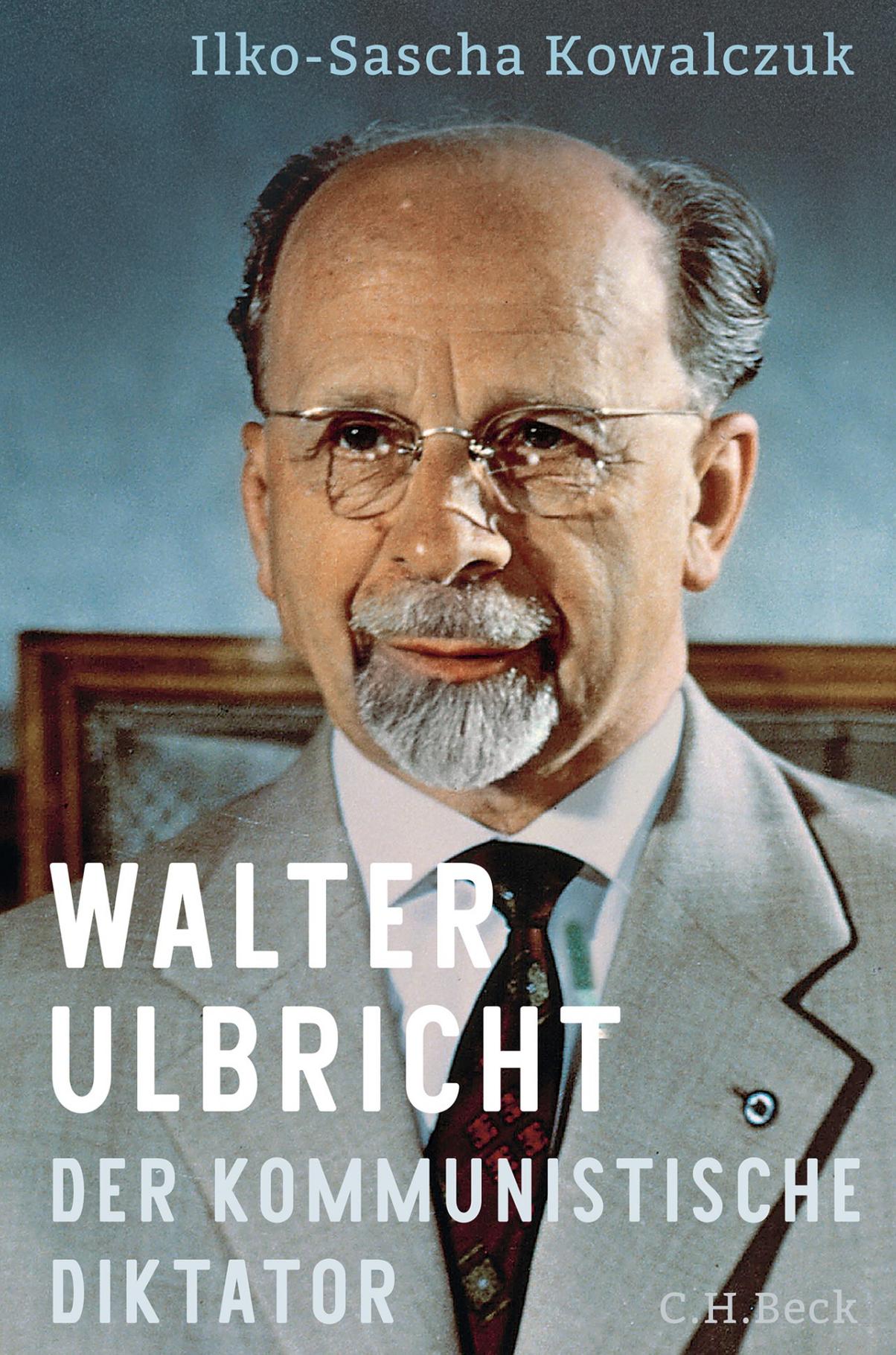


Ilko-Sascha Kowalczyk

A color portrait of Walter Ulbricht, an elderly man with a grey goatee and glasses, wearing a light grey suit jacket, a white shirt, and a dark patterned tie. He is looking directly at the camera with a slight smile. The background is a plain, light-colored wall with a wooden picture frame visible on the left.

**WALTER
ULBRICHT**
DER KOMMUNISTISCHE
DIKTATOR

C.H.Beck

Ilko-Sascha Kowalczuk

Walter Ulbricht

Der kommunistische Diktator

(1945–1973)

C.H.Beck

Die Erarbeitung dieser Biographie erfolgte ebenso wie die Drucklegung mit großzügiger Unterstützung der Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur.

Das komplette Literaturverzeichnis sowie ein Quellenverzeichnis für beide Bände ist auf der Homepage des Verlages abrufbar: www.chbeck.de/ulbricht

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2024

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten. Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: Walter Ulbricht, 1960 © akg-images

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

ISBN Buch 978 3 406 81396 2

ISBN epub 978 3 406 81397 9

ISBN ePDF 978 3 406 81398 6

Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel sowie versandkostenfrei auf unserer Website

www.chbeck.de.

Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere Informationen.

«Käfige sind zum Ausbrechen da.» («Katze», 1980, Udo Lindenberg)

Ich widme diesen zweiten Band der Biographie Walter Ulbrichts
allen Maueropfern und allen, die unter der Mauer litten.

Die Mauer war weitaus mehr als ein Grenzbauwerk.

Sie ging durch fast jeden Menschen hinter dem Eisernen Vorhang
hindurch. Mir ist es unverständlich, wie der Mauerstaat DDR,
eines der größten Freiluftgefängnisse Europas nach 1945,
mit jedem Jahr mehr verniedlicht, verschönert, verharmlost wird.

Mauern, nicht nur aus Beton, sind gegen Freiheit gerichtet –
Freiheit ist das Wichtigste, was Menschen sich im Zusammenleben
geben können. Nur in und mit Freiheit kann es Frieden geben.
Ich bin gegen Mauern, gestern, hier und heute, überall und immer.

Inhalt

Vorbemerkung	15
Die Grundtorheit der Epoche. Einleitung	17
Diktator neuen Typs 20	
1. Von der KPD zur SED (1945/46)	23
Die Potsdamer Konferenz 23 – Hiroshima und Nagasaki 25 – Wahrnehmungen sowjetischer Soldaten 26 – Vergewaltigungen 27 – Erster «Ausflug» nach Berlin 29 – Radikale Entnazifizierung? 31 – Aufbau der Verwaltung 33 – Umzug nach Lichtenberg am 8. Mai 32 – Was demokratisch aussehen sollte 35 – Machtbewusstsein 36 – Personalpolitik 38 – Die erste KPD-Funktionärsversammlung und die neue Partei 39 – Gegen eine Einheitspartei 41 – Partei der Werktätigen 43 – Zwischenstopp: Nachwirkungen des Nationalsozialismus 47 – Arbeit am KPD-Aufruf in Moskau 48 – Der KPD-Aufruf vom 11. Juni 1945 50 – Trostlosigkeiten und Vertreibungen 54 – Die KPD-Spitze 55 – Das Toleranz-Paradoxon 56 – SPD-Zentralausschuss und Kurt Schumacher 59 – CDU und LDP 60 – Kümmerpartei 61 – Gesprächsaufnahme 62 – Erneut in Moskau 64 – Kein Stacheldraht in Berlin? 65 – Erste Funktionärskonferenz: Die Grundsatzrede 66 – Die Verwaltung als Kern des staatlichen Neuaufbaus 72 – Hermann Brill, Andreas Hermes u. a. 73 – Justiz im Aufbau 75 – Die neuen Schulen 79 – Arbeitslosigkeit 80 – «Demokratie» als Kampfform 81 – Bodenreform 83 – Der Kampf gegen unabhängige Christdemokraten 90 – Demontagen 91 – Blockpolitik 93 – Transmissionsriemen 95 – Sowjetische Uniform? 97 – FDGB-Gründungsaufruf 98 – «Diktatur der Mehrheit» 100 – Gewerkschaft als Teil der Volksfront 102 – «Direkte Demokratie» 103 – Im Feindesland auf einer Insel 103 – Gewerkschaften als Unternehmer? 105 – FDGB-Gründung 106 – Staatskapitalismus? 108 – Dem Morgenrot entgegen: Jugendorganisation 109 – Manfred Klein 111 – Die neue KPD als Vorbild für den neuen Staat 113 – Geheimapparate und Überprüfungspraxis 114 – Umzug nach Pankow und Berlin-Mitte 117 – Reisen in die Zone 119 – «Banditen in Rotarmistenuiform» 121 – Neue Mitglieder	

für die neue KPD 124 – Die verfeindeten Geschwister: KPD und SPD 127 – Schnelles Ziel: Einheitspartei 131 – Kritik an Ulbricht 135 – Rückschlag freie Wahlen und freie Fahrt zur Einheitspartei 137 – Das neue Jahr: Erwartungen 141 – Neue Probleme auf dem Weg zur Einheit 142 – Erneut in Moskau 144 – Die Bildung der SED 144 – Die Legende: «Gibt es einen besonderen deutschen Weg zum Sozialismus?» 146 – Proteste der SPD-Basis 148 – Der Druck nimmt zu 152 – Gegen Stacheldraht in Berlin und für die Diktatur 152 – Urabstimmung 154 – Vereinigungsparteitag 154 – Die Parteispitze 159 – Zwangsvereinigung? 160

2. Von der SBZ zur DDR (1946–1949) 166

«Sozialismus» 166 – Wirtschaftsprobleme 167 – «Rotlackierte Nazis»: Der richtige Sozialismus ... 169 – Zuständigkeiten und Parteiapparat 171 – Volksentscheid in Sachsen 172 – Wahlfragen 174 – Einschätzungen durch die Sowjets 181 – Grundrechte 182 – «Frauenpolitik» 184 – Wahldebakel 185 – Für die Einheit in Bayern 188 – «Wir müssen überall Vertrauensleute haben.» Terror und geheimpolizeiliche Strukturen 191 – Verfassungsfragen 198 – Offenbarungen: Treffen mit Stalin 199 – Verwaltungsakademie: Kader für den neuen Staat 203 – Konferenz der Ministerpräsidenten in München 206 – Zentralisierung der Wirtschaft 208 – Leninismus als offizielle Ideologie: Der zweite SED-Parteitag im September 1947 210 – Die letzte Etappe auf dem Weg zur DDR-Gründung 212 – Diktatur des Proletariats 219 – Immer wieder diese Vergangenheit ... 223 – Sowjetisierung 225 – Erich Gniffke 226 – Stalin: «Zickzack» 228 – Inszenierte Hochzeit? 229 – Erste SED-Parteikonferenz 230 – Bürokratisierung und Überwachung 235 – Mitläufer und Feinde gesucht 237 – Wahlen: Kampf gegen die SED 239 – Schlüsselposition im neuen Staat: Regierungsbildung 241 – Speziallager 243 – Gründung der DDR 244

3. Stalins Gebiet (1949–1953) 247

Dauerbedrohung und Dauermobilisierung 247 – Privates bleibt nicht privat: Frauen, Kinder, Familie 249 – Görlitzer Vertrag 257 – Die führende Rolle 259 – Huldigungen Stalins 261 – Staatssicherheit 262 – Vorbereitung des III. SED-Parteitages 266 – III. SED-Parteitag 268 – Von Stalin lernen ... Noel Field und Paul Merker 269 – «Wahlen» 274 – Parteisäuberung 278 – «Deutsche an einen Tisch» 281 – Thomas Mann an Ulbricht 282 – Erste Anzeichen von Personenkult 283 – Die Stalin-Note 284 – Vorbereitung einer neuen Offensive 286 – Umsetzung ohne Geschrei 291 – Orientierungen für den forcierten Kurs 293 – Die 2. SED-Parteikonferenz 295 – Terror gegen die Gesellschaft 298 – Neue Säuberungswelle: Merker und

Dahlem 305 – Arbeitsproduktivität und Normen 309 – Der Schock 313

4. Die Krisen im Sozialismus (1953–1961) 316

Verkündigungen: Stimme und Macht 316 – Ulbrichtstadt? 320 – Auf die Krise mit Terror reagieren 321 – Der «Neue Kurs» 325 – Ulbricht trägt die Hauptverantwortung 327 – «Das» Kommuniké 329 – Selbstkritisches von Ulbricht 331 – Volksaufstand 333 – Der Aufstand: Ulbrichts Rettung und das Ende des Personenkults 339 – Zuflucht in Karlshorst 342 – «Faschistischer Putschversuch» 345 – Raus aus der Defensive 347 – Verhärtete Fronten im Politbüro 352 – Entscheidung in Moskau 354 – Max Fechner 356 – Abrechnung mit «Herrnstadt-Zaisser» 357 – Der bedeutendste Sieg der Karriere 361 – Der Kern der Partei 363 – Die innere Staatsgründung 366 – Kampf um die Zukunft: Jugend 372 – Der Führer ist tot, es lebe die Partei: Tauwetter 374 – Der IV. SED-Parteitag 376 – Deutschland im internationalen Ränkespiel 377 – Die organisierte Verantwortungslosigkeit: Wirtschaft und Bürokratismus 380 – Das Jahr 1956 382 – Der XX. Parteitag der KPdSU 384 – Die 3. SED-Parteikonferenz 388 – Zukunft: Keine Aufarbeitung der Vergangenheit 391 – Das «persönliche Regime» 394 – «Frauenpolitik» 396 – Ulbricht in China 398 – Die ungarische Revolution: Der Feind als Revisionist 400 – Die reformsozialistische Opposition 403 – Die 30. ZK-Tagung 408 – «Ulbricht muss weg!» 413 – Rückenwind aus Moskau 415 – «Spiegel»-Interview 417 – Abrechnung 418 – «Schirdewan-Wollweber-Fraktion»: Die Unterwerfung der Partei 421 – Der Machiavellist 431 – Der V. SED-Parteitag 433 – Zukunftsplanungen 440 – «Sozialistische Menschengemeinschaft» 441 – «Weltall-Erde-Mensch» 442 – Schlagabtausch mit Kurt Mothes 444 – «Babelsberger Konferenz» 447 – «Kulturrevolution» 449 – «Sozialistischer Realismus» und Formalismus 452 – Bertolt Brecht 456 – Johannes R. Becher 458 – «Bitterfelder Weg» 464 – Die Zukunft in der Gegenwart: Der neue Mensch 466 – Architektur und Stadtplanung 466 – Abrisspolitik 475 – «Waltershausen» 478 – Stars und Henselmann 480 – Franziska Linkerhand: Träume und Enttäuschungen 486

5. Der neue Traum vom Sozialismus (1960–1968) 489

«Ganz Berlin» 491 – «Unsere Welt von morgen» 493 – Flora und Jolanthe 495 – Blitzkriegspläne 498 – Krisenbewältigungsstrategie 501 – Krisen als Stabilitätsanker 503 – «Störfreimachung» 504 – Warschauer-Pakt-Treffen: Die ersten Steine werden vermauert 505 – Die berühmtesten Sätze Ulbrichts 508 – Three Essentials 511 – Der Beschluss zum Mauerbau 513 – «Sperrwand eines Konzentrations-

lagers» 518 – «Antifaschistischer Schutzwall» 520 – Von Politbürokraten zu Technokraten 522 – Staatsrat 524 – Eingaben: Bittgesuche statt Verwaltungsgerichtsbarkeit 527 – Das Netzwerk 528 – Erste Mauerwirkungen: Besuche und Wahlen 538 – Dankbarkeit, Obrigkeit und kommunistischer Mensch 541 – «Es ist jetzt beendet»: Entstalinisierung 542 – Geschichte als Legitimationsinstanz 544 – Probleme mit dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus 550 – «Ist es, weil ich Jude bin?» 551 – «Zwangsläufigkeiten» und Ulbrichts Veröffentlichungen 552 – Thälmann-Kult 554 – «Nackt unter Wölfen» 557 – «Unsere Geschichtsforscher befassen sich zu sehr mit Fragen der Vergangenheit» 558 – «Zur Geschichte der neuesten Zeit» 559 – Immer wieder 1918 561 – Zentralisierung von Quellen und Forschungen 564 – Historiker im dritten Beruf: Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 566 – Zukunft Kybernetik 571 – Wissenschaftlich-technische Revolution und Produktivkraft Wissenschaft 575 – Zukunftspolitik und Jugend 576 – Neue Kader braucht das Land 580 – «Freiheitsdebatte» und Rechtspflege 583 – Staatsbürgergesetz und «Grundgesetz» der DDR 587 – «Weil er ein guter Mensch ist»: Heiland, Diktator, Landesvater, Führerkult 591 – Demütigungen alter Kontrahenten auf dem Zenit der Macht 598 – «Die Leuten spucken vorn rauf ...»: Dauerserie 599 – Witze und Gerüchte 602 – Attentate? 603 – Abschottungen 605 – Staatsjagd und Sport 607 – Groß Dölln 609 – «Verräter» und «Renegaten» 610 – Neue bundesdeutsche Blicke auf den Osten und Ulbricht I 613 – Gesundheit 616 – Der Hauptmann von Lychen: Kuriositäten, Satire und Karikaturen 617 – Ulbricht im Kloster: Kunstschinken und anderes 621 – Patenonkel 624 – Vater und Tochter 625 – «I thought I had married a carpenter» 627 – First Lady 628 – Privatbibliothek 630 – Modern sind bei uns nur die Resolutionen: Die DDR mit allen Mitteln retten 636 – Abbruch des Siebenjahrplans 638 – Eher Sisyphos denn Herkules: Versuch, die Wirtschaft zu reformieren 640 – Die «goldenen» sechziger Jahre 643 – «Wir haben keine Zeit mehr»: Konflikte und der Fall Havemann 644 – «Wir befreien uns von einigen politischen Häftlingen.» Opfer der eigenen Propaganda und Abschied von Chruschtschow 647 – Die Krise spitzt sich zu: Konflikte im Vorfeld des II. SED-Plenums 649 – Erich Apel 651 – Exempel: Wolf Biermann 652 – Die II. Tagung des ZK der SED 653 – «Realer Sozialismus» und «10. Industriestaat» in der Welt 655 – Den Sozialismus vollenden 656 – Der letzte Parteitag als Chef: Reaktionen von Bahro, Biermann und Havemann 658 – «Die DDR ist keine Zone mehr»: Neue bundesdeutsche Blicke auf den Osten und Ulbricht II 660 – Stamokap und Konvergenztheorie 661 – Erste außenpolitische Knospen 662 – «Prag ist das Stalingrad für Ulbricht»: Der «Prager Frühling» 667

6. Die Ablösung als Parteichef (1969–1973)	679
«Überholen, ohne einzuholen» 679 – Konflikte um die Deutschlandpolitik 680 – Die Frage der Nation 683 – Kritik an Honecker und Breschnews Absage an Ulbrichts Entmachtung 684 – Scherbengericht und Beginn der Entmachtung 686 – «Rücktritt»: Ende der Ulbricht-Ära 687 – Demütigungen: Ulbricht fällt 689 – Reaktionen und ungeahnte Wertschätzungen 691 – Gesundheitliche Probleme 693 – Feindschaft zu Honecker 694 – Showdown: Ulbricht kämpft im Politbüro 696 – Neue Demütigung 699 – Stasi hört mit 700 – Die Hymne der DDR 701 – Ulbricht schaltet ein letztes Mal Breschnew ein 701 – Verlust der Hoheit über die eigene Vergangenheit 703 – Keine Memoiren 705 – Letzte Amtshandlungen 707 – Der 80. Geburtstag 708 – Letzte Demütigung: Herbert Wehner in Ost-Berlin 710 – Letzte Besucherinnen und Besucher 711 – Der Tod 712 – Kurze Staatstrauer 713 – Ulbrichts Tod in der Welt 714 – Ulbrichts Akten 716 – Unperson? 717 – Ulbricht bei Mittenzwei 721 – Ulbricht in der Geschichtspolitik nach 1990 723 – Ulbricht reloaded: Hacks, Wagenknecht oder Krenz erfinden ihn neu 725 – Ulbricht in der Historiographie 728 – Neue Quellen 729 – Lotte Ulbricht und Beate Matteoli 730 – Hätte Walter Ulbricht «1989» erleben können? 735	
Persönliches	737
Editionshinweise	745
Anmerkungen	747
Abkürzungsverzeichnis	923
Abbildungsnachweis	931
Personen- und Ortsregister	935

«Die Vereinheitlichung der intellektuellen Funktion, kraft welcher die Herrschaft über die Sinne sich vollzieht, die Resignation des Denkens zur Herstellung von Einstimmigkeit, bedeutet Verarmung des Denkens so gut wie der Erfahrung; die Trennung beider Bereiche läßt beide als beschädigte zurück. In der Beschränkung des Denkens auf Organisation und Verwaltung, von den Oberen seit dem schlaunen Odysseus bis zu den naiven Generaldirektoren eingeübt, ist die Beschränktheit mitgesetzt, welche die Großen befällt, sobald es nicht bloß um die Manipulation der Kleinen geht. Der Geist wird in der Tat zum Apparat der Herrschaft und Selbstbeherrschung, als den ihn die bürgerliche Philosophie seit je verkannte. Die tauben Ohren, die den fügsamen Proletariern seit dem Mythos blieben, haben vor der Unbewegtheit des Gebieters nichts voraus. Von der Unreife der Beherrschten lebt die Überreife der Gesellschaft. Je komplizierter und feiner die gesellschaftliche, ökonomische und wissenschaftliche Apparatur, auf deren Bedienung das Produktionssystem den Leib längst abgestimmt hat, um so verärmt die Erlebnisse, deren er fähig ist. (...) Durch die Vermittlung der totalen, alle Beziehungen und Regungen erfassenden Gesellschaft hindurch werden die Menschen zu eben dem wieder gemacht, wogegen sich das Entwicklungsgesetz der Gesellschaft, das Prinzip des Selbst gekehrt hatte: zu bloßen Gattungswesen, einander gleich durch Isolierung in der zwanghaft gelenkten Kollektivität. Die Ruderer, die nicht zueinander sprechen können, sind einer wie der andere im gleichen Takte eingespannt wie der moderne Arbeiter in der Fabrik, im Kino und im Kollektiv. Die konkreten Arbeitsbedingungen in der Gesellschaft erzwingen den Konformismus und nicht die bewußten Beeinflussungen, welche zusätzlich die unterdrückten Menschen dumm machten und von der Wahrheit abzögen. Die Ohnmacht der Arbeiter ist nicht bloß eine Finte der Herrschenden, sondern die logische Konsequenz der Industriegesellschaft, in die das antike Fatum unter der Anstrengung, ihm zu entgehen, sich schließlich gewandelt hat. (...) Ein Proletarier ist schon vor dem Gewerkschaftsbonzen, fällt er diesem einmal auf, geschweige vor dem Manager, nichts mehr als ein überzähliges Exemplar, während der Bonze wiederum vor seiner eigenen Liquidation erzittern muß.»¹

Max Horkheimer und Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung, 1944

Vorbemerkung

Der Band «Walter Ulbricht – Der deutsche Kommunist» (2023) zeichnete nach, wie der Tischler aus Leipzig, geboren 1893, bis zum Anfang der 1940er Jahre durch vielerlei Umstände und Zufälle – sein Überleben war sowohl im Ersten Weltkrieg, in der nationalsozialistischen Diktatur in Deutschland wie auch in der kommunistischen Diktatur in der Sowjetunion von vielen Zufällen abhängig – zum wichtigsten deutschen Kommunisten aufgestiegen war. Er verfügte über eine feste ideologische Weltsicht. Seine Überzeugungen von der «Partei neuen Typus», der «Diktatur des Proletariats», der «Volksfront» und der «Volksdemokratie» in einer «deutschen demokratischen Republik» hatten sich stark verfestigt und waren in vielen Debatten in der Weimarer Republik, im Nationalsozialismus sowie in der Emigration in Prag, Paris und Moskau gestählt worden. Nicht erst der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg ließen die Kommunisten glauben, allein ihre Staats- und Gesellschaftsvorstellungen würden die Welt zum Besseren führen. Die Hitler-Diktatur aber bestätigte sie in ihrem Glauben, nur sie allein könnten mit ihren umfassenden Sozialisierungsvorhaben verhindern, dass es jemals wieder zu einer solchen Katastrophe kommen könne. Ulbricht war zugleich der Überzeugung, dass der Aufbau des Sozialismus/Kommunismus im Nachkriegsdeutschland in Etappen vollzogen werden müsse, da die Mehrheit der deutschen Gesellschaft noch nicht reif für das kommunistische System sei. Als er am 30. April 1945 in Bruchmühle bei Berlin seinen ersten Stützpunkt aufbaute, war er dennoch der festen Überzeugung, in seinem künftigen Machtbereich könne nur Stalins Sowjetunion als Vorbild und Orientierungspunkt dienen. Das schloss auch ein, wie er es selbst noch in Moskau formuliert hatte, eine solche Sozialdemokratie zu schaffen, die alsbald in einer Partei unter Hoheit der Kommunisten verschwinden würde. Noch bevor Ulbricht nach Deutschland zurückgekehrt war, hatte es bereits einen ersten Dämpfer bei den Zukunftsplanungen gegeben: Gingen die Funktionäre bis Februar 1945 davon aus, ihre politischen Vorstellungen in Gesamtdeutschland verwirklichen zu können, so mussten sie nach der Konferenz von Jalta hinnehmen, dass sie vorerst ihr Gesellschaftsexperiment nur in einem kleineren Teil Deutschlands, der Sowjetischen Besatzungszone, umsetzen könnten. Das sollte nicht die einzige Überraschung bleiben.

Die Grundtorheit der Epoche.

Einleitung

Seit den 1920er Jahren beschworen an Moskau orientierte Kommunisten, der Kapitalismus stelle eine unlösbare Vorbedingung des Faschismus dar. In dieser Perspektive stand jedes nichtdestruktive Mittun in der kapitalistischen Wirtschaft und der bürgerlich-parlamentarischen Demokratie unter Faschismusverdacht. Der Vorwurf an Sozialdemokraten, «Sozialfaschisten» zu sein, entsprach ebenso dieser kommunistischen Logik wie der Anspruch, allein darüber befinden zu können, wer «Faschist» sei. In den Debatten um die «Volksfront» schälte sich heraus, wie elastisch die Kommunisten dabei vorgehen konnten, sofern es ihre Interessen berührte, und wie selbstverständlich sie in jedweder Lage die politisch-ideologische Führung beanspruchten. Das gipfelte in ihren Nachkriegsplanungen. Die bereits im ersten Band dieser Biographie erwähnte Notiz: «Wir müssen selbst Hand anlegen in der Schaffung einer solchen Sozialdemokratie, die mit uns zusammenarbeitet»,¹ steht exemplarisch für den politischen Ansatz, den die aus Moskau nach Deutschland zurückgekehrten Kommunisten vertraten. Walter Ulbricht betonte noch im Exil, weil «die Arbeiterklasse» nach den Verwüstungen der letzten zwölf Jahre noch nicht für einen sofortigen Aufbau des Sozialismus bereit sei, ganz ähnlich wie 1918, sei die Partei gezwungen, die Macht zunächst mit anderen antifaschistischen Kräften zu teilen. Das erschien logisch – nur die Logik der Kommunisten entsprach keineswegs dem «gesunden Menschenverstand», denn sie beanspruchten auch zu definieren, wer «Antifaschist» sei. Das war ein zentraler Schlüssel für die historischen Entwicklungen, ein Schlüssel, der die Ulbricht-Ära entscheidend prägte und an dem die Honecker-Ära lediglich kosmetische Änderungen vornahm. In der unmittelbaren Nachkriegszeit wurde mit einer politisch völlig neuen Wucht – nämlich getragen von einer moralischen und alsbald staatlichen Dauerverkündung, die auf dem realen Verfolgungsmartyrium der Kommunistinnen und Kommunisten unter den Nationalsozialisten beruhte – ein Antifaschismusverständnis verbreitet, das bis heute vital geblieben ist: Antikommunismus gilt demnach als Zwilling des Faschismus, sogar als weitgehend kongruent. Wer künftig Faschismus verhindern wolle, sei gezwungen, die einzige Alternative

zum Kapitalismus, den Kommunismus, als Weltanschauung zu wählen. Antikommunisten waren in dieser Perspektive allein verkappte, oft offene Faschisten. Auch hier spielte den leninistischen Ideologen die nationalsozialistische Ideologie in die Hände, hatte diese doch die «bolschewistisch-marxistisch-jüdische Weltverschwörung» zum Hauptfeind erklärt. Namhafte Kritik an solchen Thesen griffen die Kommunisten gern auf und verbreiteten sie. In diesem Fall beriefen sie sich auf niemand Geringeres als Thomas Mann, die moralische Instanz mit weltweitem Ansehen. In mehreren Vorträgen hatte er 1943 gesagt, dass er schwerlich als «ein Vorkämpfer des Kommunismus» gelten könne. «Trotzdem komme ich nicht umhin, in dem Schrecken der bürgerlichen Welt vor dem Wort Kommunismus, diesem Schrecken, von dem der Faschismus so lange gelebt hat, etwas Abergläubisches und Kindisches zu sehen, die Grundtorheit unserer Epoche.»² 1944 wurde der Vortrag unter dem Titel «Schicksal und Aufgabe» veröffentlicht. In den USA sorgten Manns Einlassungen für Aufsehen, weil er sich hier marxistischen und ur-kommunistischen Ideen gegenüber öffnete wie nie zuvor. In einem Brief an Brecht schrieb Mann, er habe sich «über die blödsinnige Panik der bürgerlichen Welt vor dem Kommunismus ... lustig gemacht».³

Richtig berühmt machten diesen Vortrag aber erst die ostdeutschen Kommunisten. Sie wurden nicht müde, ihn unter der irreführenden Überschrift (als hätte Mann sie gewählt) «Der Antibolschewismus – die Grundtorheit unserer Epoche» auszugswise zu verbreiten.⁴ Immer wieder plakatierten sie mit dieser Überschrift Straßen, Plätze, Zonen-, Grenz- und Sektorenübergänge. Das veranlasste schließlich Erika Mann Mitte der 1960er Jahre, scharf dagegen bei der SED zu protestieren. Sie sprach davon, dass die Verknappung einer «Fälschung» gleichkomme.⁵ Denn Mann sagte nicht nur, kommunistische Ideen seien älter als Marx und die Zukunft sei «schwerlich ohne kommunistische Züge vorzustellen ...», das heißt, ohne die Grundidee des gemeinsamen Besitz- und Genußrechtes an den Gütern der Erde, ohne fortschreitende Einebnung der Klassen-Unterschiede, ohne das Recht auf Arbeit und die Pflicht zur Arbeit für alle». Das zitierten die Kommunisten mit Genuss. Aber zugleich ließen sie die eigentliche Pointe immer aus. Denn Mann hatte einleitend zu dieser Passage ausgeführt, dass im Osten, also in der Sowjetunion, «die Idee bürgerlicher Freiheit keine Stätte mehr findet» und er in einem solchen Sozialismus, «in dem die Idee der Gleichheit die der Freiheit vollkommen überwiegt, nicht das menschliche Ideal erblicke». Thomas Mann war nicht zu einem Sozialismus-/Kommunismusbefürworter geworden, er hatte vor dem Hintergrund des deutschen Faschismus die Kommunismusfurcht des Bürgertums, die maßgeblich zum Aufstieg des Nationalsozialismus beigetragen habe, als kindisch und abergläubisch ins Lächerliche gezogen. Daher fehlten auch in den kommunistischen

Verknappungen die nachfolgenden Sätze: Kommunismus, dieses «Wort gleicht tatsächlich einem Schreckgespenst für Kinder. Der Kommunismus ist der Gottseibeius der Bourgeoisie, genau so, wie es um das Jahr 1880 bei uns in Deutschland die Sozial-Demokratie war.» Er höre noch, wie der Schuldirektor maßregelte mit den Worten: «Ihr habt Euch benommen, wie die Sozial-Demokraten!» Und er fuhr fort, er wolle nicht missverstanden werden, «Kommunismus ist ein scharf umschriebenes, politisch-ökonomisches Programm, gegründet auf die Diktatur einer Klasse, des Proletariats, geboren aus dem historischen Materialismus des neunzehnten Jahrhunderts, und in dieser Form stark zeitgebunden.» Dessen Vision aber sei zugleich viel älter.⁶ 1949, nach seinem Deutschlandbesuch, wird er schreiben, er sei bekanntlich «mehr Nicht-Kommunist als Antikommunist», aber: «Ich bin fremd dem totalitären Staat, seinem humorlosen Optimismus, seiner Verpönung bourgeoiser Verfeinerung und all dessen, was er dekadent, volksfremd und formalistisch nennt.» Wenn ausgerechnet Thomas Mann wem auch immer «Humorlosigkeit» vorwarf, musste es wirklich düster aussehen. Dass er ein gewisses Vertrauen «bei den Gläubigen jener Sozialreligion» genieße, so Mann, hänge wohl allein mit dem Umstand zusammen, dass er sich in der McCarthy-Ära weigere, an «der grassierenden Hysterie der Kommunistenverfolgungen teilzunehmen und dem Frieden zugunsten rede in einer Welt, deren Zukunft ohne kommunistische Züge längst nicht mehr vorzustellen ist ...»⁷ Im Frühjahr 1951 wandte sich Mann an Ulbricht und protestierte in einem vergleichsweise scharfen Ton gegen Massenverfolgungen ohne rechtsstaatliche Grundsätze (Waldheimer Prozesse).⁸ Diese beiden zitierten Dokumente wurden in der DDR nie publiziert. Sie hätten ebenso wie ein kompletter Nachdruck des Aufsatzes «Schicksal und Aufgabe» die parteipolitische Instrumentalisierung und Verfälschung von Manns Aussage über den Kommunismus offengelegt. Wirkungsgeschichtlich entfaltete diese Verfälschung eine enorme Ausstrahlungskraft – denn zweifellos war nach dem Nationalsozialismus ein radikaler Neubeginn in Deutschland alternativlos. Über die verschiedenen Möglichkeiten des staatlichen, ökonomischen, gesellschaftlichen Neuaufbaus hingegen gab es vielfach Streit und letztlich zwei Realgeschichten, die symbolisch mit «Ost» und «West» umschrieben werden. Für den Osten spielte dabei das alternativlose Antifaschismusverständnis mit dem «gesetzmäßigen» Kommunismusweg die maßgebliche, aus der Theorie wie Praxis abgeleitete zentrale Legitimation – bis zum Untergang.

Diktator neuen Typs

Niemand wird als Diktator geboren. Auch Ulbricht nicht. Das belegt sein Lebensweg bis 1945.⁹ Diktator kann nur jemand sein, der einen Staat beherrscht. Wie ein Staat zur Diktatur wird, hat Historikerinnen und Historiker schon immer interessiert, selbst wenn sie die Diktatur nicht Diktatur nannten. Diktaturen sind keine Erfindung der Neuzeit.¹⁰ Erst der Gegensatz zur modernen Demokratie formte das historische Bewusstsein für Diktatur und Diktatoren aus.¹¹ Deutschland ist ein klassischer (wenn auch besonders drastischer) Musterfall, wie sich zu Beginn der 1930er Jahre eine Demokratie in eine Diktatur verwandelte. Nach 1945 stellte die SBZ einen historischen Sonderfall dar: Der Befreiung folgte stehenden Fußes eine neue, diesmal eine von außen oktroyierte Diktatur. Die Befreier, Besatzer und neuen Herrscher installierten staatliche Strukturen und eine Satrapie, die ihnen faktisch unterstand, aber in der Öffentlichkeit und alsbald auch in den internen Entscheidungsprozessen selbstständig auftrat. Auch der Diktator in der SBZ/DDR war ein Diktator neuen Typs: Er entwickelte sich nicht aus dem System heraus,¹² sondern wurde von einer fremden Macht eingesetzt. Walter Ulbricht war nicht zufällig auserkoren worden, diese Rolle zu übernehmen. Die sowjetische Besatzungsmacht, Stalin persönlich, setzte ihn ein, weil er in ihren Augen alle Voraussetzungen mitbrachte, um ihre Aufgaben zu erfüllen, weil er als einer der ihrigen galt. Und auch wenn die staatspolitischen Vorstellungen der Kommunisten frühzeitig offen zutage traten, entwickelten sich das System und mit ihm ihr oberster Lenker von einem militärischen Besatzungsregiment zu einer eigenständigen kommunistischen Diktatur erst im Laufe der ersten Monate und Jahre. Auch Ulbricht musste erst in die neue Rolle hineinwachsen.

Jede Biographie herausgehobener Persönlichkeiten, der Geschichte ihren Stempel aufdrückender Menschen, besteht fast immer aus vier Teilen: dem Aufstieg, dem «Stempel», dem Abgang und dem Nachleben. Bei Walter Ulbricht war das nicht anders. Bei ihm wie bei vielen anderen kommt nun etwas hinzu, was Historiker*innen regelmäßig vor ein großes methodisches Problem stellt: Sie haben über einen längeren Zeitraum die Geschehnisse ihres Landes derart nachhaltig geprägt, dass es schwierig ist, zwischen der allgemeinen politischen Geschichte und der Biographie zu unterscheiden. Dies betrifft Diktatoren in einem weitaus stärkeren Maße als demokratisch legitimierte Politikerinnen und Politiker, denen die Macht nur leihweise übertragen wird. Aber an den Beispielen Churchill, Adenauer oder de Gaulle, aber auch Kohl, Brandt oder Merkel ließe sich zeigen – und ist es vielfach belegt worden –, wie schwierig auch hier die Trennung zwischen Amt und Person fällt. Es gab in den Jahren seit 1945

kaum etwas in diesem kleinen Land, wofür sich Ulbricht nicht verantwortlich fühlte oder womit er nicht auf die eine oder andere Art verbandelt war. Um keine als Biographie verbrämte SBZ/DDR-Gesamtgeschichte zu schreiben, bleibt der Fokus auf Ulbricht gerichtet, auf ihn als Funktionär, als Handelnden, als Person, und daher folgt hier eine exemplarische, aber keineswegs erschöpfende Darstellung, die nur eine Gesamtgeschichte der Zeit, keine Biographie einer einzelnen Person zu leisten versuchen könnte. Es geht um Walter Ulbricht, nicht um eine Gesamtgeschichte der SBZ/DDR.

1.

Von der KPD zur SED (1945/46)

Die Potsdamer Konferenz

Vom 17. Juli 1945 bis 2. August 1945 fand in Potsdam das dritte Treffen der «Großen Drei» statt. Für den am 12. April 1945 verstorbenen US-Präsident Roosevelt reiste Nachfolger Harry Truman an. Stalin hatte das Treffen am 27. Mai angeregt.¹ Truman wollte die Konferenz in Alaska abhalten. Churchill setzte sich mit seiner Idee vor, die Siegertagung in Deutschland durchzuführen. Da in Berlin kein geeignetes Areal verfügbar war, wick die Konferenz mit den etwa 1500 Beteiligten nach Potsdam-Babelsberg aus.

Am frühen Morgen des 15. Juli 1945 stieg Stalin in Moskau in einen Sonderzug. Nur wenige Tage zuvor hatte er sich zum «Generalissimus» ernannt. Der Reisezug, eigens aus dem Museum herbeigeschaffte Salonwagen, die zuletzt den russischen Zar befördert hatten, brachte ihn über Litauen und Ostpreußen ins fast 2000 Kilometer entfernte Potsdam. Stalin soll nur zweimal geflogen sein – von Baku nach Teheran und zurück, und das in einer amerikanischen, nicht in einer sowjetischen Maschine. Seit Anfang Mai existierte das russische Breitspurgleis von Moskau bis Berlin. Für Stalins Reise wurde es bis Potsdam verlängert. Entlang der Strecke standen 18 500 Geheimdienstleute, um für eine reibungslose Fahrt zu sorgen. Zusätzlich wurden die Salonwagen von acht Panzerzügen begleitet. Am 16. Juli gegen 11 Uhr Moskauer Zeit, die 1945 in der SBZ galt, rollte der Tross im Potsdamer Bahnhof ein. Am Tag darauf begann die Operation «Terminal», der interalliierte Code für die letzte der drei Kriegskonferenzen.

Bereits am 15. Juli 1945 war Truman nach einer neuntägigen Reise eingetroffen. Den ehemaligen Vizepräsidenten begleiteten etwa 450 Personen. Churchill traf nur eine Stunde nach Truman, aus einem einwöchigen Erholungsurlaub in Südwestfrankreich kommend, in Berlin ein. Truman fuhr ins Berliner Stadtzentrum und besichtigte die Ruinen der Reichskanzlei. «Eine derartige Zerstörung», schrieb er in seinen Erinnerungen, «habe ich nie wieder gesehen.» Truman hielt fest: «Noch deprimierender als der Anblick der zerstörten Gebäude

wirkte jedoch die nie endende Kette von alten Männern, Frauen und Kindern, die ziellos auf der Autobahn und den Landstraßen einher wanderten und den Rest ihrer Habe vor sich herschoben oder nachschleppten. In dieser zweistündigen Fahrt wurde ich Zeuge einer großen Weltragödie, und ich war aus tiefstem Herzen dankbar, daß meinem Lande diese unvorstellbare Zerstörung erspart geblieben war.»²

Im Tagungsort Schloss Cecilienhof hatten bis zum März 1945 Familienmitglieder der Hohenzollern gewohnt. Der Bau wies 176 Räume auf. In Moskau wurde der runde Konferenztisch hergestellt. Er erwies sich mit etwa sieben Metern im Durchmesser als zu groß für die Empfangshalle und musste verkleinert werden. An der notdürftigen Restaurierung des Schlosses waren über 1200 sowjetische Soldaten sowie deutsche Arbeiter und Techniker beteiligt. Im Schlosshof wurde aus Tausenden roten Geranien ein Sowjetstern gepflanzt.

Am 17. Juli 1945 eröffnete Stalin die Potsdamer Konferenz. Acht Tage später wurden die Verhandlungen für drei Tage unterbrochen, weil Churchill und Clement Attlee nach London reisten, um der Bekanntgabe der Ergebnisse zu den Unterhauswahlen beizuwohnen. Attlee, Oppositionsführer der Labour Party und als Lordsiegelbewahrer zugleich Mitglied im Kabinett Churchills, errang einen Sieg und kehrte als britischer Premier nach Potsdam zurück.

Die Potsdamer Konferenz drohte von Anfang an, «in einem Morast der Erfolglosigkeit zu versacken».³ Der Streit um die polnische Frage, vor allem aber die Auseinandersetzungen um die Reparationszahlungen ließen die Verhandlungen immer wieder in eine Sackgasse geraten. Die Sowjetunion beharrte auf der in Jalta festgelegten Mindestsumme von zehn Milliarden Dollar. Die USA dagegen wollten die Reparationszahlungen aus der laufenden Produktion beziehen, weil sie befürchteten, dass sie selbst es sein würden, die Deutschland wiederaufbauen müssten. Der Sowjetunion erschien dies – nachvollziehbar – angesichts ihres eigenen verwüsteten und ausgeplünderten Landes nebensächlich. Die Debatten über die ökonomischen Probleme und die dabei zutage tretenden gegensätzlichen Ansichten offenbarten die ideologische Kluft zwischen der Sowjetunion und den USA. Am Vormittag des 2. August 1945 wurde das Kommuniqué über die Potsdamer Konferenz veröffentlicht. Als höchste Regierungsgewalt wurde der Alliierte Kontrollrat eingesetzt. Die Deutschen sollten unabhängig von ihrem Zonenwohntort gleichbehandelt werden. Das Land sollte vollständig entmilitarisiert werden. Die NSDAP und sämtliche Gliederungen wurden verboten, Kriegsverbrecher und herausgehobene Nationalsozialisten sollten interniert und verurteilt werden. Sämtliche NSDAP-Mitglieder waren aus wichtigen Positionen zu entfernen. Bildungs- und Justizwesen sollten grundlegend erneuert, demokratische Parteien zugelassen, eine zentrale deutsche Regierung aber nicht errichtet werden. «Unter Berücksichtigung der Not-

wendigkeit zur Erhaltung der militärischen Sicherheit wird die Freiheit der Rede, der Presse und der Religion gewährt. Die religiösen Einrichtungen sollen respektiert werden. Die Schaffung freier Gewerkschaften, gleichfalls unter Berücksichtigung der Notwendigkeit der Erhaltung der militärischen Sicherheit, wird gestattet werden.» Wirtschaftskonzerne seien zu zerschlagen, Deutschland sollte als Wirtschaftseinheit behandelt werden. Die Reparationen entnahmen die Besatzungsmächte aus ihren Zonen, Polen sollte über die Entnahmen aus der SBZ entschädigt, Königsberg und Umgebung der Sowjetunion dauerhaft zugeschlagen werden. Die drei Regierungen stimmten überein, dass die endgültige Festlegung der polnischen Westgrenze später erfolge, bis dahin standen die früheren deutschen Ostgebiete unter polnischer Verwaltung. Die «Überführung» der Deutschen aus den Ostgebieten erfolge planmäßig.⁴

Truman behauptete anschließend, die osteuropäischen Staaten würden nicht «in die Einflußsphäre irgendeiner Macht» geraten. Seine Ankündigung, «nach Maßgabe unserer Kräfte» den Völkern Europas zu helfen, skizzierte die künftige Europapolitik der USA und wurde von den westeuropäischen Regierungen positiv aufgenommen. Churchill kritisierte in einer Rede am 16. August die Beschlüsse von Potsdam und zeigte sich mit der polnischen Lösung sehr unzufrieden. Zugleich betonte er mit Blick auf die Vertreibungen und die sowjetische Einflusszone: «Spärliche und vorsichtige Berichte über die Dinge, die vor sich gingen und gehen, sind durchgesickert; es ist aber nicht ausgeschlossen, daß eine Tragödie ungeheuren Ausmaßes sich hinter dem Eisernen Vorhang, der Europa gegenwärtig entzweischneidet, abspielt.»⁵ Der «Eiserne Vorhang», ein Bild, das Churchill seit Mai 1945 häufig benutzte und Goebbels am 25. Februar 1945 in einem Zeitungsartikel geprägt hatte, spaltete Europa.⁶ Zunächst aber spielte sich noch eine andere Tragödie größten Ausmaßes ab – und zwar vor den Augen der gesamten Weltöffentlichkeit.

Hiroshima und Nagasaki

Als Truman am 15. Juli 1945 in Berlin eintraf, erfuhr er am Tage danach durch ein streng geheimes Telegramm, dass in der Wüste von New Mexico erstmals eine Atombombe erfolgreich getestet worden war. Churchill ist wenige Tage später unterrichtet worden. Erst am 24. Juli informierte Truman Stalin betont beiläufig über den erfolgreichen Test. Dieser reagiert gelassen.⁷ Eine Spezialeinheit bereitete den Abwurf der ersten Atombombe auf eine japanische Stadt vor. Hiroshima, Kokura, Nagasaki und Niigata kamen in die engere Wahl. Tokio stand nicht zur Debatte. Bei konventionellen Luftangriffen am 9. und 10. März 1945 waren dort bereits über 80 000 Menschen getötet worden. Am 6. August

1945 gegen 8.15 Uhr Ortszeit warf ein B-29-Bomber die erste Uranbombe über Hiroshima ab. Drei Tage später detonierte in Nagasaki eine Plutoniumbombe. Innerhalb weniger Sekunden starben insgesamt 200 000 Menschen. An den Langzeitwirkungen haben viele Japaner*innen bis heute zu leiden. «Der Dritte Krieg war eröffnet, bevor der Zweite mit der Unterzeichnung der japanischen Gesamtkapitulation und der Kapitulation der japanischen China-Armee am 2. bzw. 9. September 1945 zu Ende ging. Ob er ein Kalter bleiben würde, war lange Zeit nicht sicher.»⁸

Die Potsdamer Konferenz bildete den Versuch, die politischen, territorialen und wirtschaftlichen Probleme zu lösen, die sich am Ende des Zweiten Weltkriegs in Europa stellten. Die provisorische Nachkriegsordnung von Jalta und Potsdam ist nie durch eine Friedenskonferenz und einen Friedensvertrag bestätigt worden. Trotzdem erwies sie sich als beständig. Der Streit um die juristische Gültigkeit des Potsdamer Abkommens war angesichts der historischen Realitäten müßig. Ob das Dokument wie im sowjetischen Verständnis als «völkerrechtlicher Vertrag» firmierte oder ob man im Westen darauf beharrte, dass es sich lediglich um ein Konferenz-Kommuniqué handelte, formal war das Potsdamer Abkommen das Grundsatzdokument der Nachkriegspolitik gegenüber Deutschland. Als die Großmächte Potsdam verließen, war nicht nur Deutschland, sondern auch Europa und die Welt für Jahrzehnte geteilt.⁹

Wahrnehmungen sowjetischer Soldaten

In Europa herrschten mit Kriegsende in vielen befreiten Gebieten Rache, Gewalt; staatliche Autoritäten gab es vielerorts nicht.¹⁰ Als Schukows Armeen die Grenzen des Deutschen Reichs überschritten, gab er einen Befehl heraus, in dem es hieß: «Wehe dem Land der Mörder. Wir werden uns grausam rächen für alles.» Bevor die Rote Armee in Ostpreußen einmarschierte, erließ die Politische Hauptverwaltung die Direktive, «daß es auf deutschem Boden nur einen Herrn gibt: den Sowjetsoldaten, daß er sowohl Richter wie Henker für die von seinen Vätern und Müttern erlittenen Qualen, für die zerstörten Städte und Dörfer ist ... Denkt daran, daß das dort nicht eure Freunde sind, sondern die Verwandten der Mörder und Unterdrücker.»¹¹ Überall waren auf den Straßen deutschfeindliche Parolen zu lesen, die mehr oder weniger direkt zur Gewaltausübung aufriefen und individuelle Hemmschwellen erheblich absenkten. Berühmt wurden die Aufrufe und Artikel von Ilja Ehrenburg, dem auch in Deutschland bekannten Schriftsteller. Wie viele andere stand er im Dienst der sowjetischen Militärpropaganda. Diese lebt von Vereinfachung.¹² In dem berühmtesten Flugblatt von Ehrenburg hieß es: «Wir erinnern uns an alles. Wir

haben verstanden: Die Deutschen sind keine Menschen. Von jetzt an ist das Wort ‹Deutscher› für uns der schlimmste Fluch. Von jetzt an läßt das Wort ‹Deutscher› das Gewehr losgehen. Wir werden nicht reden. Wir werden uns nicht entrüsten. Wir werden töten. Wenn Du nicht einen Deutschen am Tag getötet hast, war der Tag verloren. (...) Wenn Du einen Deutschen getötet hast, töte einen weiteren – nichts stimmt uns froher als deutsche Leichen. Zähle nicht die Tage. Zähle nicht die Kilometer. Zähle nur eines: die von Dir getöteten Deutschen. Töte den Deutschen! fordert die alte Mutter. Töte den Deutschen! bittet Dich das Kind. Töte den Deutschen! schreit die Heimerde. Schieß' nicht daneben. Laß' keine Gelegenheit aus. Töte!»¹³ Am 14. April 1945, die Exzesse waren längst außer Kontrolle geraten, druckte die ‹Prawda› einen großen Artikel ab und stellte klar, Ehrenburg irre, wenn er die Deutschen zu einem Verbrechervolk abstemple.¹⁴

Voller Angst hatten die meisten deutschen Zivilist*innen die Stunde erwartet, da sie mit Sowjetsoldaten auf deutschem Boden zusammentrafen. Die Sieger waren die Projektionsfläche der Ängste und Ressentiments der Besiegten. Die Berichte über deren Untaten befreiten vom Nachdenken über die eigene Verantwortung. Feldpostbriefe sowjetischer Soldaten spiegeln etwas jener Atmosphäre, die herrschte: ‹In Feindesland ist jeder unserer Soldaten ein Herr und jeder rächt sich, wie er nur kann. Und es gibt keine Gnade, in keinem Haus. Für keine Möbel, keine Uhren, keine Spiegel. Eingerichtet hatten sie es gut in ihren Häusern.»¹⁵ Die sowjetische Armee eroberte zunächst weitgehend menschenleere Gebiete, da die meisten Deutschen geflüchtet waren. Erst als der Vorstoß schneller als die Fluchtbewegung vorankam und die Flüchtlingstracks die Straßen verstopfen, stießen Einheiten der Roten Armee auf Deutsche.¹⁶

Vergewaltigungen

Seit Jahrtausenden dienten Frauen Soldaten als Freiwild. Die Kriege der Männer fanden ihre symbolische und faktische Vollendung in der Gewalt über die Frauen der Besiegten. Ein 26-jähriger Architekt, Mitglied der KPdSU (B) seit 1941, Gardemajor bei der Infanterie, schrieb am 20. April 1945 an eine Bekannte: ‹Wir haben es gelernt, unsere Leute im Zaum zu halten (im Gegensatz zu einigen Infanterieeinheiten, besonders solchen mit Vorausaufklärung. Diese lassen ihren Gefühlen freien Lauf und sprengen jeglichen Rahmen, vorstellbaren und unvorstellbaren). Hier muss noch Arbeit geleistet werden, damit die Leute verstehen, dass sie nicht mit Frauen und um Sachen kämpfen sollen, sondern mit den Hitlerleuten. Im realen Leben ist das schwer zu erreichen, und

deshalb gehen wir häufig auf ziemlich unansehnlichen Spuren, die unsere Vorausabteilungen hinterlassen haben. Aber das bleibt alles unter uns.»¹⁷ Bis heute sind «Russe und Vergewaltigung ... ein Synonym».¹⁸ Die deutsche Kriegspropaganda verstand es erfolgreich, den Durchhaltewillen der Deutschen mit der drohenden Schändung deutscher Frauen zu stärken und den deutschen Landser zum Verteidiger des heimischen Herdes und der Unschuld blonder Jungfrauen zu stilisieren.

Schätzungen zufolge sind zwischen dem Frühsommer und Herbst 1945 allein in Berlin etwa 110 000 Mädchen und Frauen im Alter zwischen 12 und 88 Jahren vergewaltigt worden. Die höchste Schätzung geht von 800 000 Mädchen und Frauen aus. In der Stadt lebten zu diesem Zeitpunkt etwa 1,4 Millionen weibliche Personen. Mindestens 40 Prozent der Vergewaltigungsoffer sind mehrfach missbraucht worden. Die Zahl der Vergewaltigter übertrifft die Zahl der vergewaltigten Frauen um ein Vielfaches. 20 Prozent wurden schwanger, davon haben zehn Prozent ein Kind zur Welt gebracht. Zwischen Ende 1945 und Sommer 1946 waren fünf Prozent der Neugeborenen in der Sowjetischen Besatzungszone sogenannte «Russenkinder». Viele Tausende Frauen und Mädchen bezahlten die Vergewaltigung mit dem Leben und bleibenden gesundheitlichen Schäden. Insgesamt wird geschätzt, dass beim Vormarsch der Roten Armee von Ostpreußen bis nach Berlin und später an die Demarkationslinie annähernd 1,9 Millionen Mädchen und Frauen vergewaltigt worden sind. Auch in den westlichen Besatzungszonen kam es zu Tausenden Vergewaltigungen, die nicht das Ausmaß wie in den von der Roten Armee besetzten Gebieten annahmen.¹⁹ Deutsche Soldaten vergewaltigten bei ihren Eroberungskriegen ebenfalls, und in allen besetzten Ländern wurden insgesamt einige Zehntausende Kinder auf diese verbrecherische Weise gezeugt. Das Problem der Vergewaltigungen blieb bis zum Ende der Besatzungszeit in der SBZ bestehen. Allerdings schwächte sich die Intensität bis Anfang der fünfziger Jahre ab, um sich ab Mitte der fünfziger Jahre auf einem Niveau von jährlich einigen Hundert bzw. später einigen Dutzend «einzupegeln».

Die Kommunisten nahmen das Problem nicht nur nicht ernst, sondern glaubten selbst dann, es sei faschistische Propaganda, wenn ihnen Frauen davon berichteten.²⁰ Der sowjetischen Führung war schnell bewusst geworden, welchen Schaden die Vergewaltigungen politisch anrichteten. Besonders der KPD und später der SED als «Russenpartei» sind diese und andere Verbrechen angelastet worden und trugen erheblich zu deren rapidem Ansehensverlust bei. Ab Ende Juni 1945 setzten Versuche ein, die Vergewaltigungen zu stoppen. Seit dem frühen Herbst 1945 wurden ertappte Sexualtäter bestraft, wobei das Strafmaß vom jeweiligen Kommandanten abhing. Das konnte von einigen Tagen Arrest bis zu einem mehrjährigen Aufenthalt im Straflager reichen. Hatte ein

Soldat eine Frau mit anschließender Todesfolge vergewaltigt, wurde er nun meist vor der angetretenen Einheit zur Abschreckung erschossen. Die meisten Vergewaltigungen aber blieben ungesühnt, weil es kaum einer Frau gelang, ihren Peiniger zu überführen. Ab Mitte 1947 sind Vergewaltigungen dadurch immer mehr eingedämmt worden, dass die sowjetischen Soldaten von der Bevölkerung weitgehend isoliert wurden und in streng abgeriegelten Kasernen und «kleinen Städtchen» kaum noch Kontakte zur Außenwelt «pflegen» konnten. Im Januar 1948 wurde den sowjetischen Militärangehörigen durch ein Gesetz jeder außerdienstliche Kontakt zu Ausländern verboten und unter Strafe gestellt. Diese Abschottung trug der Tatsache Rechnung, dass laut Geheimdiensten und Politoffizieren die Truppen immer stärker der «bürgerlichen Ideologie» und einem «Verwestlichungsprozeß» unterlagen. Dennoch «wohnten» viele Offiziere weiterhin mit deutschen Frauen zusammen. Ab Mitte 1947 wurden Offiziere, die sich dabei ertappen ließen, in die Sowjetunion zurückversetzt. Im März 1949 erließ die Regierung in Moskau eine Direktive, Vergewaltigungen drakonisch zu bestrafen. Sie galt für die Sowjetunion selbst – wo Vergewaltigungen ebenfalls ein weitverbreitetes Verbrechen darstellten –, aber auch für sowjetische Staatsbürger im Ausland.²¹

Erster «Ausflug» nach Berlin

Viele Soldaten berichteten, wie sie «Trophäen» jagten. Das war laut Befehl allen Soldaten und Offizieren gestattet. Die Paketgröße war nach dem Dienstrang des Absenders gestaffelt. Der einfache Soldat war der oft beschriebene Uhrenjäger. Jedem General stand offiziell ein Luxusauto als Beute zu. Von Marschall Schukow ist überliefert, er habe insgesamt sieben Eisenbahnwaggons vollgefüllt nach Moskau schaffen lassen, um seine Wohnungen und Datschen neu einzurichten.

Mit dem Vorrücken in Deutschland verbesserte sich die Lebenslage in der Roten Armee. Es gab von nun an genügend zu essen und zu trinken. Viele Rotarmisten waren begierig zu sehen, wie der Feind, der nicht nur gehasst, sondern von vielen durchaus ehrfurchtsvoll betrachtet wurde, im eigenen Land lebte. Berlins Ruinenlandschaft wurde mit der Stalingrader Steinwüste verglichen. «Die Deutschen brauchen 40 Jahre», schrieb am 27. Juni 1945 ein «Held der Sowjetunion» an seine Mutter, «um das wieder aufzubauen.»²²

Ulbricht hat sich allen Bekundungen und Quellen zufolge für das Gebaren der Sowjetsoldaten nicht sonderlich interessiert. Mit Pieck versuchte er bei Schukow am 12. Juli 1945 zu intervenieren.²³ Sie waren besorgt um das Ansehen ihrer Partei, die als «Russenpartei», wie der Volksmund sie nannte, erhebliche

Ansehensverluste erlitt. Ulbricht sprach sich gegen Abtreibungen nach einer Vergewaltigung aus.²⁴ Das stand zwar im Widerspruch zu der KPD-Politik in der Weimarer Republik, aber tatsächlich ist in der DDR erst 1972 jede Form des Schwangerschaftsabbruches bis zur 12. Woche legalisiert worden. In der Sowjetunion war er bereits 1955 und in Polen 1956 legalisiert worden – auch um die massenhafte illegale Praxis zu entkriminalisieren.

Von Ulbricht sind kaum Äußerungen überliefert, wie er nach seiner Rückkehr das zerstörte Deutschland und Berlin wahrnahm. Wolfgang Leonhard beschrieb Berlin als «ein infernalisches Bild», das sich ihnen am 2. Mai 1945 bot.²⁵ Sein Freund Markus Wolf, er kam einen Monat später nach Berlin, schilderte wie Leonhard den Kontrast zwischen den weitgehend intakten Außenbezirken und den fast restlos zerstörten Innenbezirken: «Es wäre bestimmt rentabler, eine neue Stadt aufzubauen, als hier allein den Schutt und die Trümmer wegzuräumen.» Gleichzeitig staunte er, dass Anfang Juni bereits viele Hauptstraßen von Schutt geräumt und die wichtigsten Strecken der U- und S-Bahnen wieder in Betrieb waren.²⁶

Ulbrichts «Ausflug» am 1. Mai nach Berlin dürfte auch ihn erschüttert haben. Gotsche, später einer seiner engsten Vertrauten, behauptete, er hätte an diesem Tag das bis auf einen Pförtner verwaiste Rote Rathaus, das noch brannte, aufgesucht. (Hier erhielt Ulbricht einen Arbeitsraum – Parterre links – für die Organisation der Stadtverwaltung.) Überprüfbar ist das nicht.²⁷ Sepp Hahn, seit 1940 in Konzentrationslagern eingesperrt und im Mai 1945 – wie auch Roman Chwalek, Waldemar Schmidt, Hans Jendretzky, Ottomar Geschke oder Willy Sägebrecht,²⁸ alles Ulbricht persönliche bekannte Funktionäre – für die Gruppe Ulbricht rekrutiert, erinnerte sich: «Die Lage in Berlin war zu diesem Zeitpunkt denkbar trostlos. Berlin war eine brennende und trostlose Stadt.»²⁹ Als Ulbricht abends nach Bruchmühle zurückkam,³⁰ berichtete er den Gruppenmitgliedern von der zerstörten Reichshauptstadt und seinen ersten Gesprächen mit Kommunisten. Diese glaubten einhellig, nun würde sofort der sowjetische Sozialismus aufgebaut. Anders als die Moskau-Rückkehrer dachten sie, es sei die Stunde der KPD gekommen und sie könne unmittelbar an die politischen Vorstellungen von 1932 anknüpfen.³¹

Ulbricht erzählte im August in einem Radiointerview, womit die Arbeit begann: «Wir haben sofort mit anderen antifaschistischen Gruppen alles getan, um die Naziführer aus ihren Löchern zu holen. Nachdem die Hitlerbande Berlin so furchtbar zerstört hatte und der Verwaltungsapparat zerschlagen war, haben wir uns mit sozialdemokratischen Freunden und mit Antifaschisten aus den Reihen der Intelligenz in Verbindung gesetzt, um den Grundstein zu legen zu einer antifaschistisch-demokratischen Ordnung in Berlin.»³² Nach Auskunft einiger Zeitzeugen ermunterte Ulbricht – der nach Berlin mit dem markanten

Spitzbart zurückgekehrt war – die Kommunisten, mit denen er sprach, selbst aktiv zu werden und nicht auf Anweisungen zu warten.³³ Max Opitz traf wie viele andere, die eingesperrt waren, bei Ulbricht in Häftlingskleidung ein.³⁴ Willy Sägebrecht, dem Todesmarsch aus dem KZ Sachsenhausen entkommen, ließ nach seiner Rückkehr nach Berlin Ulbricht mitteilen, er stehe für Arbeit zur Verfügung. Wenige Tage später, Mitte Mai, erhielt er die mündlich überbrachte Nachricht, eine typische Nachricht Ulbrichts: «Guten Tag, Willy, einen schönen Gruß vom Genossen Walter Ulbricht. Du sollst Dir eine Decke nehmen, Rasierapparat, Zahnbürste und was du noch so brauchst und dann mit mir im Wagen mitkommen. Du sollst in der Gruppe Ulbricht mitarbeiten.»³⁵

Radikale Entnazifizierung?

Unter den meisten Hitler-Gegnern herrschte Konsens darüber, eine scharfe Abrechnung mit den Nationalsozialisten zu vollziehen. Willy Brandt glaubte 1944, dass «die militärische Niederlage eine Erhebung in den breitesten Volksschichten auslösen wird ... Ein maßloser Zorn wird die Nazisten treffen ...»³⁶ Im mexikanischen Exil schrieb Paul Merker im Sommer 1945 noch vor seiner Rückkehr nach Deutschland: «Anklage muss gegen hunderttausende Polizisten, Scharfmacher und Spitzel in den Betrieben, Beamte der verschiedensten Behörden, Funktionäre aller Grade der nazistischen Organisationen, Lehrer der Rassenhetze und gegen alle, die freiwillig der Allgemeinen SS, dem SD und dem Volksbeobachtungsdienst beitraten, erhoben werden.» Merker ging von der Annahme aus, um eine Wiederholung zu verhindern, müsse es neben einer personellen auch eine strukturelle Entnazifizierung geben: «Die entschiedensten deutschen Demokraten sind sich klar, dass die Entwicklung der Produktionsverhältnisse im Nachkriegsdeutschland entscheidend dafür sein wird, ob nunmehr die demokratische Umwälzung und zwar auf der durch die Existenz des monopolistischen Kapitalismus bedingten höheren Stufe bis zu Ende geführt werden kann.» Die strukturelle Entnazifizierung dürfe sich aber nicht auf die Wirtschaft beschränken. Merker sprach an, was viele teilten: «Sollen Rassismus und Antisemitismus ausgerottet werden, so bedarf es deren Brandmarkung zum todwürdigen Verbrechen, so bedarf es ihrer Auslöschung aus den Hirnen der Erwachsenen und Kinder. Kein Buch, kein Pamphlet, keine Zeitung, keine Zeitschrift darf weiter existieren, die zur Verbreitung von Rassenhass und Antisemitismus beitragen. Jeder Redakteur, jeder Professor oder Lehrer muss verhaftet und auf das Strengste bestraft werden, der den Versuch unternimmt, dieses Gift auch weiterhin zu verstreuen oder eine Rechtfertigung des braunen Schreckensregimes zu versuchen. Alle den Nazismus und Nationa-

lismus verherrlichenden Filme sind zu zerstören. Alle demselben Zweck dienenden Bauten, Monumente, Abzeichen und Namen sind zu vernichten. Alle hohen und mittleren nazistischen Funktionäre, insbesondere die Professoren und Lehrer, sind aus ihren Stellungen in Staat, Wirtschaft, Universitäten und Schulen zu entfernen. Keinem nazistischen Beamten oder Offizier darf das Recht auf Pension zugebilligt werden.» Dieser Radikalansatz ließ sich nicht verwirklichen, gleichwohl war er das Credo der meisten am Neuaufbau Beteiligten. Noch weniger wurde umgesetzt, was Merker ebenfalls anführte: «Alles geraubte Eigentum, besonders dasjenige der deutsch-jüdischen Bevölkerung ist ohne juristische Formalitäten an den rechtmässigen Besitzer zurückzuerstatten ohne Rücksicht darauf, ob es unterdessen veraussert wurde oder ob es sich in zweiter, dritter oder vierter Hand befindet.» Der Ausgangspunkt für Merker lautete: «Nur eine Ungleichheit darf es im kommenden demokratischen Deutschland zwischen Menschen noch geben: Die Ungleichheit zwischen den demokratischen Kämpfern und den nazistischen Bestien.»³⁷

Ulbricht teilte diese Unbedingtheit nicht, dafür war er zu sehr pragmatischer Machtpolitiker, als dass er sich solchen Illusionen und moralischen Ansprüchen hingegen hätte. Gleichwohl sprach er sich dafür aus, ehemalige aktive Nationalsozialisten aus dem Öffentlichen Dienst restlos zu entfernen. Dabei arbeitete er eng mit dem NKWD zusammen. Als zum Beispiel im Mai 1945 das Gerücht kursierte, wohl selbst über Radio verbreitet, «Mongolen» marodierten durch Berlin und alle Frauen und Kinder sollten sich verstecken, was viele auch befolgten, glaubte Ulbricht, man müsse «annehmen, dass illegale Nazi-Gruppen diese Gerüchteverbreitung durchführen.» Um das künftig zu verhindern, schlug Schukow ein in der Sowjetunion erprobtes Mittel vor: «Meines Erachtens ist es notwendig, dass in Berlin eine grössere Zahl früherer Nazi-Funktionäre verhaftet werden muss, um die Verbindungen der aktiven Nazis aufdecken zu können.»³⁸ Hier stand das juristische Abschreckungs- und Einschüchterungsprinzip im Vordergrund, nicht der individuelle Einzelfall. Das wurde für die nächsten Jahren durchaus charakteristisch für die kommunistische Machtpolitik. Auch gegen die Wiedereinsetzung von Polizisten, die am 1. Mai 1929 («Blutmai») gegen Demonstrierende vorgegangen waren, sprach sich Ulbricht bereits aus³⁹ – er fragte weder nach ihrem Parteibuch (oft SPD) noch nach ihrer Haltung in der Hitler-Diktatur.

Aufbau der Verwaltung

Der Aufbau der Verwaltungsstrukturen war die Hauptaufgabe der Initiativgruppen: «Unsere Mission als Initiativgruppe bestand vor allem darin, soweit wir nur wirken konnten, dafür zu sorgen, daß die richtigen Menschen gefunden wurden und die neuen Verwaltungsorgane so zusammengesetzt waren, wie es der Politik einer breiten antifaschistischen Einheit entsprach.»⁴⁰ Im Chaos war Improvisationsmut gefragt. Zur Gruppe gehörten auch technische Mitarbeiter wie etwa seit 28. Mai 1945 Paul Sprenger als Kraftfahrer. Geradezu Kunstfertigkeiten waren nötig, um die PKWs durch die zerstörte Stadt zu fahren, aber auch trotz besonderer Ausweise an den sowjetischen Posten vorbeizubekommen: «Kraftfahrer zu sein, war damals kein Vergnügen.» Der Einsatz forderte einiges ab – über Bezahlung wurde ebenso wenig gesprochen wie über die Arbeitszeit. Die Belastung ließ kein Privatleben zu – bei Spranger zerbrach die Ehe.⁴¹ Sepp Hahn berichtete: «Geld spielte in den ersten Wochen bei der Gruppe Ulbricht keine Rolle, wie es auch bei der Bevölkerung keine Rolle spielte. Mit der Normalisierung des täglichen Lebens trat aber der Zeitpunkt ein, wo Geld eine Bedeutung bekam. Ein gemachter Hinweis, daß eine große Geldkassette der ehemaligen Verwaltung des Konzentrationslagers Sachsenhausen durch Gefangene in den Kanal bei Schwerin geworfen wurde, nahm Walter Ulbricht zum Anlaß, diese bergen zu lassen. Mit Unterstützung unserer Sowjetfreunde brachte uns ein Jeep an die Stelle, und Pioniere mit Taucheranzug brachten die schwere Kassette an die Oberfläche. Da kein Schlüssel zur Verfügung stand, brachten wir die Kassette ungeöffnet nach Berlin, wo sie von einem Schlosser geöffnet wurde. Alfred Oelßner, der spätere Parteikassierer, hatte wochenlang zu tun, die nassen Geldscheine auf der Leine in einer Küche in der Prinzenallee zu trocknen. Immerhin waren es 80 000,- RM, die als Grundstock zur Finanzierung der Arbeit der Gruppe Ulbricht dienten.»⁴²

Aus allen gesellschaftlichen Perspektiven ließen sich dramatische Situationen schildern. Die sowjetische Armee befreite etwa geschlossene psychiatrische Anstalten, weil die Soldaten glaubten, es handle sich um Haftanstalten. Ulbricht wies Schukow auf den Fall Spalinger hin, der versehentlich aus einer Psychiatrie «befreit» wurde und nun Befehle herausgab, die Verwirrung stifteten.⁴³ Auch die Zoos standen vor gewaltigen Herausforderungen: fehlendes Futter, verletzte und getötete Tiere, zerstörte Gehege und Gebäude, und die Tiere mussten zum Teil vor Menschen geschützt werden, die auf der Suche nach Essbarem waren.⁴⁴ Allerorten gaben sich Menschen als Kommunisten zu erkennen – weitaus mehr, als in den einzelnen Orten je verzeichnet worden waren.⁴⁵ Das Chaos hätte größer kaum sein können. Eine funktionierende Verwaltung

war umso dringlicher. Die Rekrutierung von Personen für die Verwaltungen in den Stadtbezirken stand im Zentrum. Ab 8. Mai kam hinzu, eine Gesamtberliner Verwaltung aufbauen und personell besetzen zu müssen.⁴⁶ Ulbricht bekam seine Befehle direkt von Schukow. Die beiden kannten sich, so Leonhards Beobachtung, schon länger.

Die doppelte Kapitulation in Reims und Karlshorst ging an der Ulbricht-Gruppe weitgehend vorbei, sie war mit Arbeit ausgelastet. Von Anfang an kollidierten die von Moskau aus entsandten Gruppen mit der Tätigkeit spontan entstandener Antifa-Ausschüsse.⁴⁷ Diese setzten sich meist zusammen aus bisherigen Häftlingen und Widerstandskämpfern, die im Untergrund gelebt hatten. Ihre politischen Vorstellungen waren radikaler als die der Moskau-Rückkehrer – an Kompromissen weniger interessiert. Für sie ging es um den Aufbau des Sozialismus, so wie ihn die KPD bis 1933 propagiert hatte. Hier entwickelte sich unmittelbar in den ersten Friedenstagen ein Grundkonflikt, der für die Ulbricht-Ära prägend bleiben sollte: der zwischen Emigranten und im Reich verbliebenen Widerständlern. Auch wenn die Antifa-Komitees gerade in den ersten Wochen von der sowjetischen Besatzungsmacht als Hilfsorgane für den Wiederaufbau der Verwaltung und bei der Suche nach aktiven Nationalsozialisten und Kriegsverbrechern genutzt wurden und daher auch Ulbricht mit ihnen zusammenarbeitete, so standen diese spontan gebildeten, nicht überprüften und dezentral wirkenden Komitees den geplanten Organisationsprinzipien, wie sie Ulbricht verkörperte und wie sie die KPD/Komintern seit Langem vertrat, entgegen. Ulbricht erkannte, dass mit den Antifa-Komitees und inoffiziell seiner noch nicht wiedergegründeten KPD eine Doppelherrschaft drohte, die er zunächst durch Integration der Komitees in die von ihm aufgebauten Bezirksverwaltungen und die diversen Ausschüsse zu umgehen suchte, ehe die Komitees schrittweise von Juni bis Ende Juli aufgelöst wurden. Sie entsprachen nicht jenen Volksausschüssen, die Ulbricht in der Emigration immer wieder als Regierungsorgane im Sinn gehabt und die die KPD seit 1918/19 propagiert hatte.

Umzug nach Lichtenberg am 8. Mai

Spätabends am 8. Mai zog die Gruppe Ulbricht von Bruchmühle in die Prinzenallee 80 (heute: Einbecker Str. 41) in die Nähe des Berliner S-Bahnhofs Lichtenberg um.⁴⁸ Auch dieses Haus wurde von sowjetischen Soldaten bewacht. Aus Sicherheitsgründen arbeitete die Gruppe halblegal – niemand außer Eingeweihten durfte wissen, wo sie saß und wohnte.⁴⁹

Gyptner erinnerte sich, dass sie um Mitternacht, die bedingungslose Kapitulation war soeben in Karlshorst unterzeichnet worden, aus Bruchmühle

kommend Friedrichsfelde in Berlin-Lichtenberg erreichten: «Die Fahrt wird mir immer unvergeßlich bleiben. Auf dem ganzen Wege nach Berlin sahen wir ein wahres Feuerwerk. Die ganze sowjetische Front knallte, was sie nur hatte an bunten Raketen und an Leuchtspurmunition in die Luft, so daß es manchmal taghell aufleuchtete.»⁵⁰

Auch hier führte Ulbricht jeden Abend eine Besprechung mit allen Gruppenmitgliedern durch.⁵¹ Leonhard erinnerte sich: «... die entscheidenden Besprechungen fanden in der Gaststätte ... statt – schräg gegenüber vom Wohnhaus der Gruppe Ulbricht. (...) Die Prozedur war immer gleich. Wir gingen hin und hörten Ulbrichts Einführung. Dann berichteten die Berliner Genossen über die Situation in den jeweiligen Bezirken. Ulbricht gab abschließend die Linie der Partei bekannt und verließ dann meistens gleich das Lokal. Wir anderen blieben und saßen mit den aktiven Berliner Kommunisten zusammen.»⁵²

Ulbricht unterhielt Büros in acht Wohnungen auf drei Etagen, die allesamt mit einem kostbaren Gut im Berliner Frühjahr 1945 ausgestattet worden sind: Fensterscheiben.⁵³ Hier schliefen die Gruppenmitglieder auch. Nur Ulbricht wohnte weiterhin im Villenvorort Karolinenhof (Rohrwallallee 7) zwischen Grünau und Schmöckwitz am Langer See (Dahme). Diese Vorortidylle mit Villen und Einfamilienhäusern war vom Krieg verschont geblieben.⁵⁴ Hier wohnten auch die Chefs der Politischen Hauptverwaltung der 1. Belorussischen Front. Als am 28. Mai Lotte Kühn nach Berlin kam – Ulbricht hatte sie, Karl Maron und einige andere angefordert⁵⁵ –, zog sie bei Ulbricht ein. Sie brachte seine Sachen mit. Kühn schrieb nach ihrer Ankunft an Pieck, dass der Anblick des Stadtzentrums «erschütternd» und an einen «baldigen Wiederaufbau» nicht zu denken sei. Sie wisse gar nicht, wo mit der Arbeit begonnen werden sollte, so viel läge vor ihr.⁵⁶

Was demokratisch aussehen sollte

Am 2. Mai 1945 wurden die Kämpfe in Berlin eingestellt. Zwei Tage später traf Ulbricht erstmals den sowjetischen Stadtkommandanten von Berlin, General Bersarin.⁵⁷ Schukow und Bersarin stifteten anfangs Kompetenzwirrwarr, weil es unterschiedliche Auffassungen darüber gab, wer für den Aufbau der neuen Verwaltungsstrukturen letztentscheidend zuständig war.⁵⁸ Ulbricht unterhielt zu beiden Führungsstäben gute Beziehungen. Glaubt man Wolfgang Leonhard, so lautete Ulbrichts oberste Devise beim Aufbau der Verwaltung: «Es ist doch ganz klar: es muß demokratisch aussehen, aber wir müssen alles in der Hand haben.»⁵⁹ Das ist der zweitberühmteste Satz von Ulbricht nach seinem Mauer- (1961) und noch vor seinem «yeah-yeah»-Satz (1965). Während die anderen bei-

den durch Tondokumente belegt sind, ist der «Demokratie-Satz» nur durch Leonhard überliefert. Inhaltlich entsprach er Ulbrichts Taktik: Schlüsselpositionen sollten mit solchen Kommunisten besetzt werden, die überprüft waren, auf Moskauer Linie lagen und das strategische Ziel der Machteroberung im Blick hatte.⁶⁰ Taktisch war sie darauf orientiert, eine formal gleichberechtigte Bündnispolitik derjenigen Hitler-Gegner zu betreiben, die sich dem Ziel verschrieben hatten, Staat und Gesellschaft strukturell radikal umzubauen, ohne dass dabei das Ziel Sozialismus öffentlich im Vordergrund stand. Leonhard hatte diese Taktik mit «wir müssen alles in der Hand haben» präzise umschrieben. Aber waren es auch Ulbrichts Worte, «es muß demokratisch aussehen»? Er verwandte den Demokratie-Begriff unterschiedlich, und in seinen vielen Arbeiten ist keine einheitliche Verwendung nachzuweisen. Gleichwohl entspricht Leonhards Formulierung nicht der innerkommunistisch üblichen Sprachregelung, weil sie im Umkehrschluss das Eingeständnis beinhaltet, die Kommunisten würden nicht-demokratisch oder anti-demokratisch agieren. Genau das entsprach nicht ihrem Selbstverständnis und nicht ihrer Theorie. Ganz im Gegenteil, sie apostrophierten ihre Demokratieauffassung als die einzig richtige, die im Gegensatz zu pseudodemokratischen bürgerlichen Ansichten stand. Ulbricht sprach in Leonhards Erzählung zu Getreuen, die genauso dachten wie er. Warum hätte er einen Begriff benutzen sollen, den die Kommunisten öffentlich verwendeten, aber nicht-öffentlich *so* nicht mussten, es auch nicht taten? Mit anderen Worten: Leonhards Formulierung ist genau deswegen so wirkmächtig geworden, weil sie das Demokratieverständnis seiner nichtkommunistischen Leserinnen erreichte und seine kommunistischen Leser genau wussten, was dieser Satz aussagte – dass ihn Ulbricht so formulierte, ist nicht undenkbar, aber eher unwahrscheinlich in einem kleinen Kreis auserlesener Kaderkommunisten.⁶¹ In dieser Gruppe intensiv beschulter Kader war eine solche Tarnsprache weder nötig noch angebracht. 2007 räumte Leonhard übrigens ein, dass er es schon lange bereue, diesen Satz in sein Buch aufgenommen zu haben. Denn Ulbricht habe an diesem Abend lediglich eine Diskussion beenden wollen und darauf verwiesen, dass für den Neuaufbau möglichst viele Leute aus unterschiedlichen Lagern gewonnen werden, die Kommunisten darüber aber ihren Einfluss nicht verlieren sollten.⁶²

Machtbewusstsein

Ulbricht benutzte eine verklausulierende Sprache, wenn er mit Nicht-Kommunisten wie dem früheren Landwirtschafts- und Finanzminister Andreas Hermes (Zentrum) redete. Der war soeben dem Schafott entkommen.⁶³ Ulbricht

schrieb, er habe nach Hermes nur einen Tag suchen müssen, um ihn zu finden. Das erste Treffen fand am 5. Mai 1945 in der Wohnung von Hermes in Westend statt.⁶⁴ Durch ihn kam er an andere Unbelastete heran. «Ein Teil kannte mich von früher, andere hatten mich im Radio gehört, so daß ich überall sehr schnell Kontakt bekam.»⁶⁵

Seiner Macht in solchen Gesprächen war sich Ulbricht sehr wohl bewusst. Er berichtete über dieses erste Gespräch mit Hermes, das um Mitternacht stattgefunden hatte, nachdem Ulbricht die dort Wohnenden aus den Betten geklopft hatte,⁶⁶ an Iwan Serow, nach der Bildung der Sowjetischen Militäradministration am 6. Juni 1945 deren stellvertretender Oberster Chef für Zivilverwaltung,⁶⁷ er habe mit Hermes so gesprochen, dass nicht der Eindruck einer «Vernehmung» für diesen habe entstehen können.⁶⁸ Hermes' Frau Anna, die bei dem ersten Zusammentreffen zugegen war, schrieb, als Ulbricht eintraf, habe gerade in ihrem Haus eine russische Siegesfeier stattgefunden. Die bei ihnen einquartierten Soldaten räumten bereits während des Gesprächs das Haus. Außerdem bekamen sie eine Schutzwache und am nächsten Tag reichlich Lebens- und Genussmittel, «ein unvorstellbarer Reichtum».⁶⁹ Ulbricht trat mit dem Selbstbewusstsein an, auch eine Vernehmung vornehmen zu können – er verkörperte die neue Macht auf deutscher Seite in der SBZ, unabhängig davon, wer diese formal ausübte. Später begründete er, warum «denn die Antifaschisten in Berlin damals von unten her die neue Staatsmacht aufgebaut haben». Er führte zwei Gründe an, mit denen er exakt umschrieb, worauf sich die kommunistische Macht gründete – und dabei musste er nicht einmal die marxistisch-leninistische Gesellschaftsformationstheorie bemühen, die aber zum Subtext dieser Einlassung gehört: «Erstens: mit dem Recht der Sieger über den Faschismus. Diese Legitimation reicht eigentlich vollständig aus. Zweitens: mit der Legitimation derjenigen, die im Kampf gegen den Hitlerfaschismus ihr Leben gegeben haben, wie unser Ernst Thälmann, Rudolf Breitscheid und alle die Hunderttausende heldenhafter Kämpfer. Und wenn jemand prinzipiell begründet haben will, mit welchem Recht wir den neuen Staatsapparat geschaffen haben, so sagen wir: mit dem Recht der Arbeiterklasse, die verpflichtet war, die Staatsmacht in Deutschland in die Hände zu nehmen, nachdem die deutsche Bourgeoisie in zwei Weltkriegen Deutschland in die Katastrophe gestürzt hatte.»⁷⁰

Wolfgang Leonhard schrieb, Ulbrichts Auftreten auch den eigenen Genossen gegenüber, die ihn freudig begrüßten, «war kühl, nüchtern und sachlich. Er benahm sich nicht wie ein Genosse zu Genossen, sondern wie ein Chef alten Typs, der die Berichte seiner Untergebenen empfängt». Er rede sie an «mit der Stimme eines Untersuchungsrichters, nicht der eines Kampfgefährten». Leonhard meint, Ulbricht zeichneten «einige eklatante menschliche Mängel» aus. Er sei im Mai und Juni fast jeden Tag von früh bis abends mit ihm zusammen ge-

wesen (was nicht stimmte), «aber er richtete nie ein einziges persönliches Wort an mich. Ich hörte ihn niemals über das Schicksal eines Menschen sprechen. Er zeigte nie Interesse für theoretische Fragen, nicht einmal für die Theorie der eigenen Partei. Wir fuhren durch die Mark Brandenburg, aber er sah die Natur nicht, sah die Farben nicht, Literatur, Kunst, Musik, menschliche Gefühle – sie waren ihm völlig fremd.» Auch bei Geburtstagsfeiern tat er nichts anderes, so Leonhard, als Personal zu verschieben und mit Eingeweihten zu diskutieren. Politische oder theoretische Fragen habe Ulbricht, so Leonhard, nie studiert. Er habe 16 Stunden am Tag gearbeitet, war fleißig und besaß Organisationstalent. «Einmal war ich mit ihm zusammen, als die Zentralverwaltung für Arbeits- und Sozialfürsorge gebildet wurde. Ulbricht hatte alle Namen im Kopf, vom obersten Chef über die Abteilungsleiter bis hinunter zum letzten Mann, der die Chauffeure beaufsichtigen sollte.» Hinzu kam sein ausgeprägter Instinkt für wechselnde Taktik.⁷¹

Solche Erzählungen können weder zurückgewiesen noch bestätigt werden. Dass sich Ulbricht nicht mit politischen und theoretischen Fragen beschäftigt hätte, ist falsch. Er hatte allerdings nie den Anspruch, als Theoretiker zu gelten. Was Ulbrichts Charakter anbelangt, so machte es sich Leonhard gewiss zu einfach, ihm kurzerhand das Menschlichsein abzusprechen. Die Jahre in der Sowjetunion hatten Ulbricht noch härter werden lassen; die Briefe an Lotte Kühn vor 1945 zeigen einen anderen Mann. Dass Ulbricht sich nicht für Natur, Kultur, Literatur interessierte, gehörte im Zeitalter des «Kalten Krieges» zu einem Erzählmuster, das einen politischen Kontrahenten gern als geistig minderbemittelt und als an Kunst und Kultur desinteressiert hinstellte, um nicht nur dessen Politik zu delegitimieren, sondern ihn als Menschen unmöglich zu machen. Solche Erzählungen schrieben sich fort und sind heute kaum mehr zu entkräften; lediglich ihre pauschale Undifferenziertheit dürfte nachdenkliche Leser fragen lassen, ob eine solche einseitige Abwertung allein auf realitätsnahen Beobachtungen basiert. Gleichwohl ist auffällig, dass in den meisten Erzählungen aus und über diese Zeit Ulbricht auch von seinen treuen Mitarbeiter*innen als sehr nüchtern und distanziert geschildert wird, während im Kontrast dazu Pieck fast durchweg als warm, nahbar und empathisch beschrieben wird, der aber auch «ungemütlich werden» konnte.⁷²

Personalpolitik

Am 9. Mai legte Ulbricht die erste Namensliste für die zentrale Berliner Stadtverwaltung vor.⁷³ Kommunisten waren darin ebenso vorgesehen wie nicht-kommunistische Politiker wie Hermes. Der erste Oberbürgermeister Berlins

nach dem Krieg, der parteilose Bauingenieur Arthur Werner, tauchte «erst» am 12. Mai auf einer Liste auf, die Ulbricht nach einem Gespräch mit diesem zusammengestellt hatte.⁷⁴ Werner, der 1931 oder 1932 einige Monate NSDAP-Mitglied war, galt als unbelastet und war ein Fachmann für Baufragen.⁷⁵ Als sein Stellvertreter fungierte Karl Maron, als Leiter für Personalfragen Arthur Pieck, für Sozialwesen war Ottomar Geschke, für Arbeit Hans Jendretzky zuständig – allesamt Schlüsselpositionen, die Altkommunisten besetzten. Auch Paul Schwenk, Mitglied der KPD seit 1920 und 1938 bis 1941 in der Sowjetunion in Lagern inhaftiert, wurde ein Stellvertreter von Werner und Chef der Planungsabteilung. Er berichtete später, wie er von der Ehre erfuhr: «Dass ich stellvertretender Oberbürgermeister von Berlin bin, war für mich selber die größte Überraschung. Ich war damals gerade nicht in Berlin (er war noch in Moskau – ISK) und hörte durch das Radio die feierliche Amtseinführung des neuen Berliner Magistrats, als plötzlich auch mein Name genannt wurde.»⁷⁶ Der Sozialdemokrat Josef Orlopp, der sich zurückgezogen hatte und seit 1935 im Wedding ein Buttergeschäft besaß, wurde zuständig für Handel und Handwerk. Ulbricht notierte, wenn man ihn ansprechen wolle, müsse man an die Jalousie seines Geschäftes «klopfen und sagen, man kommt von Ulbricht». Er war der Erste, mit dem Ulbricht nach eigenem Bekunden überhaupt gesprochen hatte. Orlopp berichtete, das Treffen habe am Abend des 2. Mai in seiner Wohnung im Wedding stattgefunden.⁷⁷

Im Magistrat waren zahlreiche Fachleute vertreten. Aber auch Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens wie Ferdinand Sauerbruch oder Heinz Rühmann sprach Ulbricht an, um sie für eine Mitarbeit zu gewinnen.⁷⁸ Ulbricht hatte den weltberühmten Mediziner Sauerbruch in vielen Vorträgen vor 1945 immer wieder als Beispiel für bürgerliches Widerstehen gerühmt, was übertrieben war; auch Rühmann war nicht durch Widerstand aufgefallen. Das lag auf der Linie, «Bürgerliche» für den Neuaufbau zu gewinnen, um so die Volksfrontideologie der Kommunisten durchzusetzen. Ebenso gehörte dazu, wie Ulbricht an Dimitroff am 9. Mai berichtete, die «spontan geschaffenen KPD-Büros, die Volksausschüsse, die Komitees der Bewegung ›Freies Deutschland‹ und die Ausschüsse der Leute des 20. Juli» zu schließen. «Die roten Fahrzeuge mit Hammer und Sichel verschwinden ebenfalls allmählich aus dem Stadtbild.»⁷⁹

Die erste KPD-Funktionärsversammlung und die neue Partei

Am 13. Mai 1945 sprach Ulbricht auf der ersten Funktionärsversammlung der KPD im Gebäude in der Prinzenallee, streng genommen eine illegale Versammlung, weil zu diesem Zeitpunkt keine Partei zugelassen worden war. Rund

5000 Mitglieder von vor 1933 zählte Ulbricht zur Partei. Hundert etwa waren nun erschienen. Am 23. Mai 1945 legte Ulbricht einen Plan für die Struktur des zentralen Parteiapparates vor mit etwa 100 Mitarbeiterinnen. Der Plan beinhaltete sowjetisches Wachpersonal (8 Offiziere, 10 Soldaten) ebenso wie ein Wohngebäude für 60 Mitarbeiter, Gästezimmer, am Rande der Stadt ein Schulungsgebäude, eine eigene Druckerei und eine «Speisehalle» für alle Angestellten. Als Bürohaus schlug Ulbricht bereits das «Haus der Hitlerjugend» am Prenzlauer Tor vor.⁸⁰ Das Gebäude hatte vergleichsweise unbeschadet den Krieg überstanden. In dem Neubau war 1929 ein Kreditwarenhaus eröffnet worden. Ab 1934 hatte es die NSDAP genutzt, die es ihrer Hitlerjugend als Zentrale «schenkte». Die sowjetische Besatzungsmacht übergab das Gebäude dann zunächst der SPD im Juni 1945, ehe es nach der Vereinigung im April 1946 als «Haus der Einheit» Sitz des ZK der SED wurde.

Illegale Büros liquidierte Ulbricht ebenso wie illegale Gruppen, die bewaffnet «gegen die Nazis gekämpft haben».⁸¹ Ulbricht betonte am 13. Mai, es gehe jetzt vor allem um die Normalisierung des Alltags. Dabei müssten sich die Kommunisten besonders hervortun. Die Gesellschaft hatte Hitler nicht gestürzt, nun habe deswegen die Besatzungsmacht das alleinige Recht, die Ordnung zu bestimmen. Keineswegs würden die Fehler von 1918/19 wiederholt. Die «ideologische Umerziehung des deutschen Volkes», so Ulbricht, sei die zentrale Aufgabe, um zu verhindern, dass es je wieder Faschismus in Deutschland gebe, und zugleich Ausgangspunkt des Neuaufbaus. Der Schulunterricht müsse die Erkenntnisse von Marx, Engels, Lenin und Stalin berücksichtigen. Die Abspaltung der deutschen Ostgebiete verteidigte Ulbricht mit einer Verve, wie es sonst kaum ein deutscher Politiker tat – er vertrat sowjetische Sicherheitsinteressen. «Die Lage in Europa und der Welt hat sich grundlegend mit den Siegen der Roten Armee geändert. Tatsache ist, dass die S. U. mit Genossen Stalin an der Spitze faktisch die Führung der fortschrittlichen Kräfte der Welt geworden ist.» Anders als nach 1918 seien die Kommunisten nun für Reparationszahlungen und Demontagen. Deutschland habe die Sowjetunion zerstört, nun müsse Deutschland den Aufbau der Sowjetunion bezahlen. Das entspreche den Bedürfnissen aller Kommunisten, denn nur eine starke Sowjetunion garantiere auch der Sowjetmacht jene dauerhafte Weltgeltung, die sie gerade errungen habe. Gerade weil die deutsche Arbeiterklasse versagt habe, sei die Sowjetunion ihre künftige Schutzmacht. Auch die KPD habe versagt. Nun komme es darauf an, endlich die Einheitsfront zu bilden, die bislang gescheitert sei. «Alles muss vorbereitet werden, um bei Legalität da zu sein.»⁸²

Gegen eine Einheitspartei

Ulbricht sprach nicht aus, was er wenig später Pieck berichtete: «Wir müssen uns Rechenschaft ablegen darüber, dass die Mehrheit unserer Genossen sektierisch eingestellt ist und dass möglichst bald die Zusammensetzung der Partei geändert werden muss durch Hereinnahme aktiver Antifaschisten, die sich jetzt in der Arbeit bewähren.»⁸³ Kaum ein KPD-Mitglied in Deutschland hatte die Taktik, die der VII. Komintern-Weltkongress 1935 beschlossen hatte, mitbekommen. Anders als nicht wenige Sozialdemokraten, die auf eine schnelle Einheitspartei setzten, um die angeblichen Fehler der Vergangenheit nicht zu wiederholen, glaubten viele Kommunisten mit den Parolen und Erfahrungen aus der Spätphase der Weimarer Republik in ihrer ideologischen DNA, nun sei ihre Stunde zur alleinigen Machtergreifung gekommen – so wie es die KPD bis 1933 propagiert hatte. In der SBZ galt – auch wegen der Sommerzeit – die Moskauer Zeit – für viele Altkommunisten ein symbolisches Zeichen, dass Polen und Deutschland bald Sowjetrepubliken werden würden. Ulbricht verdeutlichte eine neue Säule seiner Macht: Nicht die Verdienste in der Vergangenheit seien entscheidend, sondern allein die Loyalität und Ergebenheit dem aktuellen politischen Kurs, die Gefolgschaft der Parteiführung gegenüber. Er zeigte sich regelrecht genervt von den KPD-Mitgliedern, die glaubten, nun würde rasch umgesetzt, was die Partei bis 1933 versprochen hatte. «Diese kurzen Andeutungen zeigen Dir, welche Bedeutung die ideologische Umerziehung unserer Genossen hat. Wir führen jetzt jeden Sonntag Beratungen durch, um den Genossen das A-B-C unserer Politik beizubringen.» Vor allem der akute Personal-mangel an geschulten Kadern ließ Ulbricht fordern, aus Moskau alle «einigermaßen fähige Genossen sofort» in «einer bürgerlichen Kleidung» nach Berlin zu schicken. Sie dürften nicht in deutscher Uniform erscheinen, weil sie dann als Kriegsgefangene identifizierbar wären. Interessant ist an dieser Einlassung, dass Ulbricht diese Männer bereits als seine Genossen ansah. Er schlug vor, eine neue Partei zu schaffen, «die zu dreiviertel aus neuen Mitgliedern bestehen muß. Auch in eine später zu schaffende Parteileitung müssen wir neue Antifaschisten hineinbringen, wenn auch die alten ZK-Mitglieder in der Minderheit sind.» Unbedingt müsse eine Kaderabteilung der neuen Partei jetzt errichtet werden. Alle Antifaschisten wollte er in einem Block zusammenführen, den er «Volksbund der demokratischen Erneuerung» nannte. Wie groß die Aufgabe war, die vor ihm stand, verdeutlicht seine Bemerkung, er brauche dringend Unterstützung, er arbeite hier mit neun Leuten am Neuaufbau einer Verwaltung für 2,5 Millionen Menschen.⁸⁴ Ulbricht regte außerdem an, schnellstens eine Tageszeitung, orientiert am «Prawda»-Format, vom Magistrat herausgeben

zu lassen.⁸⁵ Zwar kam die «Berliner Zeitung» als Tageszeitung ab 21. Mai 1945 heraus, aber offiziell unter Hoheit der sowjetischen Besatzungsarmee. Erst ab 20. Juni war sie das offizielle Organ des Magistrats von Berlin, als Chefredakteur fungierte – bis einschließlich 1. Mai 1949 – Rudolf Herrstadt.⁸⁶ Dieser kam aus einem bürgerlichen Elternhaus. Der Journalist war 1931 der KPD beigetreten und arbeitete für sowjetische Dienste. Bis 1939 war er Auslandskorrespondent, überwiegend in Warschau. Er gehörte zum Netzwerk der «Roten Kapelle». Bis 1945 lebte und arbeitete Herrstadt in der Sowjetunion. Seine Eltern sind in Auschwitz ermordet worden.⁸⁷ Die Zeitung blieb unter Hoheit der Besatzungsmacht. Daneben gab die sowjetische Besatzungsmacht weiter die seit 15. Mai 1945 erscheinende «Tägliche Rundschau» heraus, eine Zeitung, mit der Pieck, wie er Ulbricht mitteilte, qualitativ ganz und gar unzufrieden sei.⁸⁸

Die Besetzung der wichtigsten Posten in den Verwaltungen schritt rasch voran. Sorgen bereitete Ulbricht, dass Sozialdemokraten, Zentrumsmitglieder oder auch alte Gewerkschaftsfunktionäre wie Theodor Leipart oder Hermann Schlimme Aktivitäten entfalteten, die er nicht kontrollieren konnte. Am 23. Mai 1945 unterrichtete er deswegen Dimitroff: «Man muss den ganzen Schlag gegen Leipart führen.» Seine Devise lautete, die «anderen» zu neutralisieren, indem man sie in die von den Kommunisten dominierten Strukturen einband.⁸⁹ Dabei gab es für ihn durchaus ermutigende Zeichen. Als Ulbricht Anfang Mai den soeben aus dem Zuchthaus befreiten Sozialdemokraten Otto Buchwitz traf, widersprach dieser nicht, als Ulbricht die «verfehlte Politik der SPD» ansprach und die künftige Einheit «der Arbeiterklasse» verlangte.⁹⁰ Der Sozialdemokrat Max Fechner wandte sich an Ulbricht und forderte ihn auf, sich für eine gemeinsame Organisation, bestehend aus SPD und KPD, einzusetzen.⁹¹

Fechners Auffassung spiegelt eine Stimmungslage, die in der SPD wie der KPD im Frühjahr 1945 verbreitet war.⁹² Sie widersprach der kommunistischen Taktik, wie sie Ulbricht aus Moskau mitgebracht hatte. Den deutschen Kommunisten wurde erst nach Jalta bewusst, dass ihre Nachkriegsplanungen, die sich auf ganz Deutschland bezogen hatten, obsolet geworden waren und die Besatzungsmächte unterschiedliche Systeme etablieren würden.⁹³ Das hatte Auswirkungen auf ihre Systemüberlegungen. Ihnen war bewusst, wie groß die Skepsis in der Gesellschaft ihnen gegenüber war. Dimitroff hatte deshalb vorgeschlagen, die Rote Armee nicht als Befreier der Deutschen zu bezeichnen, da die Mehrheit froh gewesen wäre, wenn Hitler gesiegt hätte.⁹⁴

Walter Ulbricht zeigte sich erleichtert, dass die sowjetische Besatzungsmacht alsbald Zusammenkünfte von Funktionären erlaubte. Da es unmittelbar vor der Bildung der SMAD für die gesamte SBZ stehe und die Zone so einheitlich kommandiert würde, benötige er mehr verlässliche Kader. Unbedingt

müsste Merker aus Mexiko nach Deutschland geholt werden. Dass Dahlem überlebt habe, erfreute ihn ebenfalls, konnte er doch so darauf bauen, dass dieser auch bald wieder an seiner Seite stehe.⁹⁵ Unklar war, wie es mit der Partei weitergehen sollte. Seit Ende Mai bereiteten Ulbricht und Pieck ein Manifest der KPD an das deutsche Volk vor. Die beiden dominierten die Partei, das machte ihnen niemand streitig. Die Spitzengremien der KPD beherrschten die beiden, die Auffüllung des Polbüros mit Ackermann, Sobottka oder Geschke war geplant. Zugleich sollte ein «Organisationsausschuss für die Schaffung der Partei der Werktätigen» gebildet werden.⁹⁶ Die «Gruppe Ulbricht» galt als Kopf der Partei und verlängerter Arm der sowjetischen Besatzungsmacht.⁹⁷ Berlin war nicht nur wegen der Bedeutung als Reichshauptstadt das Zentrum, auch wegen der avisierten Aufteilung in die vier Sektoren würde sich hier wie unter einem Brennglas deutsche und womöglich europäische Geschichte prototypisch entscheiden.

Zu diesem Zeitpunkt jedoch war noch unklar, ob die neue Partei ein Zusammenschluss alsbald bestehender, vor allem der KPD und SPD, sein oder gänzlich neu gegründet würde. Die Entscheidungen fielen in Moskau, namentlich im Büro von Dimitroff, daher war ein Treffen in Moskau nötig.

Partei der Werktätigen

Als Ulbricht, Ackermann und Sobottka in der Nacht vom 4. zum 5. Juni nach Moskau flogen, geschah dies für alle Beteiligten völlig überraschend.⁹⁸ Offenbar ging diese Reise auf die Initiative von Stalin zurück, denn in den folgenden Tagen orientierte er die KPD-Führung taktisch um. Es war das erste Mal, dass er die deutsche Parteiführung seit dem 17. Mai 1932 in seinem Büro empfing. Ulbricht, Pieck und die anderen waren bis zu diesem Zeitpunkt davon ausgegangen, es würde eine völlig neue Partei gegründet werden. Sie hatten auch bereits einen neuen Namen: «Partei der Werktätigen».⁹⁹ Ziel war es, alle anderen politischen Strömungen in einem gemeinsamen Rahmen zu beherrschen, insbesondere die Sozialdemokratie. Es sollte darauf hinauslaufen, die Volksfrontideologie in eine Einheitspartei zu übertragen. Piecks Aufzeichnungen zufolge war bereits am 26. Mai angewiesen worden, dass entgegen dieser Zielsetzung mehrere Parteien und Organisationen zugelassen würden.¹⁰⁰ Hintergrund war offenbar die sowjetische Annahme, «es wird 2 Deutschlands geben – trotz aller Einheit der Verbündeten», wie Pieck notierte.¹⁰¹ Allerdings war das für Pieck und Ulbricht nicht überraschend, sie hatten schon zuvor intern verlautbaren lassen, dass die Ausrichtungen der Zonen in Deutschland unterschiedlich ausfallen würden und Interessengebiete der Alliierten darstellten.¹⁰² Das

sah Konrad Adenauer im Juni/Juli 1945 ähnlich.¹⁰³ Es gab auf allen Seiten, nicht zuletzt gespeist aus der noch lange qualmenden tödlichen Vergangenheit, genügend Gründe, um die eigene Politik als die für Deutschland beste hinzustellen: Adenauers frühe Westbindung, Schumachers energischer Kurs gegen jede kommunistische Vereinnahmung und Ulbrichts radikaler struktureller Umbau. All das aber vollzog sich in einer neuen internationalen Mächtekonstellation, die sich inmitten Deutschlands herauszubilden begann. Die Aufteilung Deutschlands in Interessenzonen hatten die Alliierten und keine deutschen Politiker beschlossen. Es ist ahistorisch, Adenauer und Schumacher vorzuwerfen, sie wären «aus der gemeinsamen Verantwortung der Deutschen für ihre Vergangenheit» ausgestiegen.¹⁰⁴ Sie wussten um die kommunistische Ideologie und Theorie besser als so mancher spätere Analytiker: Die Machtfrage war für Kommunisten keine Verhandlungs- oder Wahlfrage. Das entsprach ihrer ideologischen Ausrichtung, den Grundsätzen der Komintern, an denen sich trotz Auflösung nichts geändert hatte, und auch den KPD-Nachkriegsplanungen. Keineswegs hatten Stalin oder Ulbricht «tatsächlich eine Demokratie westlichen Typs im Blick», wie die Kernthese eines vieldiskutierten Buches aus den 1990er Jahren lautete.¹⁰⁵ Dafür gibt es keinerlei Belege, das hätte der kommunistischen Ideologie ebenso entgegengestanden wie den Machtoptionen Stalins und – der schlagendste Beweis – den realen historischen Abläufen. Es gibt keine Konstellation, in der Stalin für Deutschland einen anderen als den sowjetischen Weg ins Auge fasste. So ging er auch in den «Volksdemokratien» vor.¹⁰⁶ Das heißt aber nicht, dass es keine alternativen Entwicklungsmöglichkeiten gegeben hätte, und es bedeutet auch nicht, dass die Realgeschichte zwangsläufig erfolgte. Die KPD-Spitze hatte bis Kriegsende ihre Planungen auf ganz Deutschland ausgerichtet. Stalin scheiterte mit seinem Versuch, an die ersehnten Kohlevorräte im Westen Deutschlands heranzukommen. Die geostrategische Lage der SBZ war für sein Sicherheitsbedürfnis der Primat. Dass ihm das Wismutgebiet in Böhmen und der Ostzone zufiel, war mehr als nur ein Beifang.¹⁰⁷

Unmittelbar nach ihrer Ankunft kam es in Stalins Amtsräumen zu einem Gespräch, an dem Ulbricht, Ackermann, Pieck und Sobottka sowie Außenminister Molotow und Serow teilnahmen. Serow wurde in der am 6./9. Juni 1945 gebildeten Sowjetischen Militäradministration einer der Stellvertreter von Schukow und oberster Chef der Geheimdienste in der SBZ.¹⁰⁸ Das Gespräch dauerte von 18.45 bis 20.30 Uhr.¹⁰⁹ Es ging um die Wiedegründung der KPD. Bereits am 30. Mai hatte Pieck mit dem zuständigen Dimitroff vereinbart, dass ein «Manifest des ZK der KPD» als Resolution der «Partei der Werktätigen» erarbeitet werden solle.¹¹⁰ Noch bei der ersten Besprechung mit Stalin vermerkte Pieck, die KPD-Führung solle offen als solche auftreten und die «Partei der Werktätigen» proklamieren. Die Partei solle sich auf die Einheit Deutsch-

lands orientieren und als «Einheitliche Partei» dafür den Ausdruck abgeben. Zunächst stehe im Mittelpunkt, die «bürgerlich-demokratische Revolution» zu vollenden.¹¹¹ Die Macht der Rittergutsbesitzer sei zu brechen, die «Reste des Feudalismus» zu beseitigen. Ob es «für das ganze Okkupationsgebiet» eine Zentralregierung geben werde, notierte Pieck, sei noch unklar. Auch die Bauern sollten in die neue Partei eingebunden werden und keine eigene Organisation erhalten. Das neu zu bildende Politbüro der Partei solle aus neun, das Sekretariat aus fünf Mitgliedern bestehen. Pieck und Ulbricht waren unangefochtene Führungspersonen.

Die Sitzung mit Stalin hatte mit Berichten von Ulbricht, Ackermann und Sobottka aus ihren Einsatzgebieten begonnen. Sicher ist, dass Stalin der Einheitspartei («Partei der Werktätigen»), wie sie Ulbricht vorschwebte, vorerst eine Absage erteilte. Offenbar befürchtete Stalin, dass in dieser Partei die kommunistische Ideologie untergehen und die KPD-Kader nicht zur Hegemonie gelangen würden.¹¹² Ackermann erhielt den Auftrag, bis zum nächsten Mittag (5. 6.) den Entwurf für einen KPD-Aufruf zu schreiben. Am 6. und 7. Juni fanden dazu bei Dimitroff zwei Sitzungen statt, auf denen es ebenfalls um den Aufruf ging.¹¹³ Von dem zweiten Treffen existiert ein Protokoll. Ackermann, Ulbricht und Sobottka referierten zunächst. Das Bild, das sie zeichneten, war ziemlich verwirrend. Ackermann berichtete, wie im Land gebliebene Kommunisten unmittelbar mit Kriegsende darangingen, die Sowjetmacht aufzubauen. Aus Pirna erzählte er: «Und dort wurde auch gleich mitgeteilt, daß der alte Gruß ›Guten Tag‹ abgeschafft wird, und nur noch der alte Kampfruf ›Rot Front‹ bleibt; der Sonntag wird abgeschafft, arbeitsfrei wird der Freitag.»¹¹⁴ Ackermanns Bemerkungen über die Sozialdemokraten wurde von den anderen geteilt: Anders als die Kommunisten hätten sie sich «mit dem faschistischen Regime abgefunden, doch sie halten sich sogar für Helden». Allerorten tauchten jetzt alte sozialdemokratische Funktionäre wieder auf, «die nichts dazugelernt haben und sich nicht ein bißchen geändert haben und sich untereinander fürchterlich streiten. Natürlich dürfen wir nicht vergessen, daß sie eine gemeinsame Interessensgrundlage haben – ihre Feindschaft gegenüber den Kommunisten und der Sowjetunion.» Allerdings, so Ackermann, die Mehrheit wolle die Einheit. Er zeigte sich jedoch überzeugt, dass «bei einer richtigen Politik der Kommunistischen Partei wir den allerbesten Teil der Sozialdemokraten» gewinnen könnten.¹¹⁵ Künftig, so Ackermann, sollte die KPD in Deutschland vor allem auf die große Parteigruppe aus dem KZ Buchenwald setzen (er sprach von 800 überprüften «und ziemlich ergebenen Leuten»¹¹⁶). Er verwies zudem darauf, dass «der Feind zwar zerschlagen, aber noch nicht vernichtet ist». Nicht nur, dass nun alle behaupteten, schon immer Hitler-Gegner gewesen zu sein, «als wären 90 % der Bevölkerung die ganze Zeit über» gegen

den Nationalsozialismus gewesen; in Deutschland gebe es jetzt auch mehr Bolschewiken als in der Sowjetunion.¹¹⁷

An vielen Orten kam es zu Attentaten und Sabotageakten faschistischer Gruppen. Berlins erster Oberbürgermeister versuchte, den Terror mit drastischen Androhungen einzudämmen. Am 31. Mai 1945 ließ er angeblich verkünden, für jeden Attentäter oder Brandstifter würden «50 Nazis» ihr Leben verwirken.¹¹⁸ Diese Bedrohung, die von den Kommunisten ihrer Ideologie entsprechend als noch massiver wahrgenommen und dargestellt wurde, als sie ohnehin ausgeprägt war,¹¹⁹ war einer der argumentativen Grundpfeiler, warum den neuen ostdeutschen Staat alsbald eine ausgeprägte polizeiliche Sicherheitsarchitektur kennzeichnete. Noch im Herbst 1989 war das ein zentrales Argumentationsmuster der Partei.¹²⁰

Ulbricht begründete in seinem Redebeitrag, dass durch die antifaschistischen Komitees die Gefahr bestand, dass sich eine «Doppelmacht» herausbildete, weshalb die Auflösung veranlasst worden sei.¹²¹ Wolfgang Leonhard betonte später, die Komitees seien von Ulbricht aufgelöst worden, weil er hier verdeckte Nazi-Gruppen vermutete.¹²² Das ist nicht sehr glaubhaft, weil in diesen lokalen Komitees nur Personen aktiv waren, die in ihrer Region bekannt waren. Vielmehr war Ulbrichts Argument der Doppelstruktur nicht von der Hand zu weisen, denn die Personaldecke war extrem dünn. Eine solche Doppelstruktur wäre auch einigermaßen unsinnig gewesen, da keine Besatzungsmacht an alternativen Selbstverwaltungsstrukturen Interesse zeigte, die sie womöglich nicht einmal richtig kontrollieren konnte. Die antifaschistischen Komitees entstanden in ganz Deutschland zu einem Zeitpunkt, als die Alliierten längst beschlossen hatten, dass sie den staatlichen Wiederaufbau unter ihrer Regie vollziehen und die Deutschen dabei Hilfsdienste zu leisten hätten. Die romantische Verklärung dieser Komitees hängt vor allem mit späteren Diskussionen über denkbare alternative Geschichtswege zusammen.¹²³ Das ältere einschlägigste Buch zum Thema schürft denn auch nach der «unerwünschten Demokratie», und seine Autoren sehen in den antifaschistischen Aktionsausschüssen weit mehr als «nur» Selbstverwaltungsorgane, in denen sich antinazistische Personen zusammenschlossen. Vielmehr erblicken sie darin den Versuch, eine neue Arbeiterbewegung zu organisieren und dem Drang zur Einheitsbewegung Ausdruck zu verleihen.¹²⁴ Ulbricht stand den Antifa-Gruppen von Beginn an skeptisch gegenüber, lehnte sie ab, weil sie überwiegend ideologisch in der Spätphase der Weimarer Republik feststeckten und weil er alle überprüften Personen für die staatliche Verwaltung benötigte.¹²⁵ Er zeigte sich einigermaßen von «der Rummurkserei mit der Antifa», wie er sich ausdrückte, genervt. Aber anders als in den Westzonen sind viele der Mitglieder von Antifa-Komitees in der SBZ in die staatlichen Verwaltungsstrukturen (oder die der KPD)

übernommen worden. Ulbricht hatte Ende 1945 erklärt, «für antifaschistische Sekten» bleibe kein Platz, wenn die KPD «eine richtige Politik» betreibe, was für ihn hieß, die «guten antifaschistischen Kräfte» in die KPD aufzunehmen.¹²⁶

*Zwischenstopp:
Nachwirkungen des Nationalsozialismus*

Ulbricht war sich einig mit den anderen, dass der Neuaufbau vor gewaltigen Aufgaben stehe. Die deutschen Kommunisten seien noch vielfach in ihrem alten Sektierertum gefangen, in der sozialdemokratischen Arbeiterschaft gebe es einen starken Drang zur Einheit, es hänge von den Kommunisten ab, «diese Stimmung in organisierte Bahnen zu lenken, um sie in unserer Arbeit zu nutzen». Ulbricht hatte schnell gelernt, dass die Einbeziehung der Sozialdemokraten etwa in den Verwaltungsapparat dazu führte, «daß diese Organe sehr schnell das notwendige Ansehen erlangten». Er vertrat keine radikalen Lösungen. Als er berichtete, Gewerkschaftsfunktionäre hätten ihm gesagt, angesichts der Passivität der Arbeiter seien sie 1933 gezwungen gewesen, «zur Teilnahme an der Nazi-Demonstration aufzufordern», und Dimitroff dazwischenrief: «Die sollte man aufhängen», antwortete Ulbricht besonnen: «Immerhin gibt es unter ihnen welche, mit denen gemeinsame Arbeit möglich und notwendig ist.» Er sah die Hauptaufgabe in der «ideologischen Umerziehung». Hier zeigten sich seine Radikalität und das strategische Ziel: Diese Umerziehung sollte auf marxistisch-leninistischer Grundlage und am Beispiel der Sowjetunion erfolgen. Dass sie nötig sei, zeigte Sobottka an einem Beispiel: Am 28. Mai 1945 lag in den Buchläden Greifswalds die «faschistische Literatur» aus, «wie zur Hitlerzeit, d. h. nichts war angerührt worden, nichts war verändert worden».¹²⁷

Nüchterne Zahlen zeigten, wie dringend eine Reeducation war.¹²⁸ Im Oktober 1945 meinten laut US-amerikanischen Meinungsumfragen zwanzig Prozent der deutschen Befragten, «mit Hitler und seiner Behandlung der Juden» einverstanden gewesen zu sein, ein weiteres Fünftel waren generell einverstanden, meinte aber, Hitler sei zu weit gegangen.¹²⁹ Nur wenig später meinten 57 Prozent der Deutschen, der Nationalsozialismus war eine gute Idee, die schlecht ausgeführt worden sei. Diese Einstellungen änderten sich nicht so schnell. Auch wenn nur demoskopische Erhebungen aus den Westzonen vorliegen, so wird es kaum signifikante Unterschiede in den Einschätzungen bis zum Mauerbau im Osten gegeben haben. Im Juli 1952 hatte laut einer Allensbach-Umfrage ein Viertel der Bundesbürger eine gute Meinung von Hitler, ein weiteres Viertel weder eine gute noch eine schlechte Meinung. Göring schnitt noch besser, Himmler deutlich schlechter ab. Im Oktober 1954 meinten vierzig Prozent der

Bundesbürger, Menschen, die zwischen 1933 und 1945 ins Ausland emigriert waren, sollten nun in Deutschland keine hohen Regierungsämter einnehmen. Die Entnazifizierung hatten bereits im November 1948 vierzig Prozent als unnötig oder gar als Schikane der Besatzungsmächte abgelehnt.¹³⁰ Dass die Erblast noch lange nachwirkte, zeigt exemplarisch, dass im Juni 1960 etwa die Hälfte der Bundesbürger die Entführung Eichmanns durch Israel als ungerechtfertigt ansah; zu Beginn des Prozesses im April 1961 traten aber rund zwei Drittel für eine harte Bestrafung ein. Zur gleichen Zeit dachte ein Drittel, ohne den Krieg wäre Hitler der größte deutsche Staatsmann aller Zeiten geworden.¹³¹ An diesem Befund änderte sich übrigens in den nachfolgenden Jahrzehnten kaum etwas: Im April 1975 glaubten 35 Prozent, ohne Krieg und Judenverfolgung «war das Dritte Reich gar nicht so schlecht».¹³² Und im September 1990 gaben 26 Prozent aller Deutschen in West und Ost an, Hitler wäre ohne den Krieg «einer der größten deutschen Staatsmänner gewesen».¹³³ Dieser Wert blieb bis heute etwa konstant.¹³⁴

Arbeit am KPD-Aufruf in Moskau

Spätestens zum Zeitpunkt der Sitzung bei Dimitroff war den deutschen Funktionären bekannt, dass die sowjetische Besatzungsmacht in ihrer Zone antifaschistische Parteien zulassen wollte. Das geschah am 10. Juni 1945. Die Kommunisten räumten der Macht in ihrer Zone die Priorität gegenüber einem Gesamtdeutschland, in dem zonenübergreifend Parteien und Organisationen aktiv sein könnten, ein.¹³⁵

Mit einem überarbeiteten Entwurf des ZK-Aufrufs gingen Pieck, Ulbricht, Ackermann und Sobottka am 7. Juni 1945 zu Stalin.¹³⁶ Dieses Treffen fand von 21.35 Uhr bis 1.30 Uhr statt. Neben Stalin nahmen Dimitroff, Molotow und Malenkow teil.¹³⁷ Dimitroff notierte, Stalin habe an dem Aufruf wesentliche Änderungen veranlasst. So müsse kategorisch erklärt werden, dass Deutschland nicht das Sowjetsystem aufgezwungen werde. Es solle ein antifaschistisch-demokratisch-parlamentarisches Regime errichtet werden. Die KPD müsse einen Block antifaschistischer Parteien vorschlagen. Von der Sowjetunion, so ordnete er an, dürfe nicht so glühend gesprochen werden.¹³⁸ Stalin, der immer betont freundlich, sachlich und langsam sprach, fast gütig, als wäre er an einer Diskussion interessiert, gab eine Richtung vor, die alle verstanden: Die sowjetische Besatzungszone sollte nicht sowjetisiert werden, sondern unter kommunistischer Hoheit («Block») regiert werden. Über Stalins Absichten ist in der Forschung heftig debattiert worden. Dass er eine westliche Regierungsform anstrebe, ist ebenso auszuschließen wie die Annahme, er habe sich aus Deutsch-

land zurückziehen wollen. Stalin war nicht nur davon überzeugt, dass der Sieg über Hitler allein der sowjetischen Staatsordnung zu verdanken war, er sah auch bestätigt, «daß die sowjetische Gesellschaftsordnung eine bessere Form der gesellschaftlichen Organisation ist als eine beliebige nichtsowjetische Gesellschaftsordnung.»¹³⁹

Stalin dachte nicht darüber nach, den USA Europa zu überlassen. Die Sowjetunion nicht sofort als staatspolitisches Vorbild zu nehmen, war seine Politik auch in den anderen besetzten Gebieten. Auch dort wurden die Volksdemokratien nicht unmittelbar errichtet, sondern erst nach einer Übergangsphase. In Deutschland war die Übergangsphase besonders nötig. Stalins Revolutionsdeutung von 1918 legte es nahe, die 1848er-Revolution zunächst zu vollenden. Und nicht nur die leninistische Theorie, noch stärker die Geschichte der zurückliegenden Jahre ließen es unmöglich erscheinen, aus dem Nationalsozialismus direkt in die sozialistische Umwälzung überzugehen. Dafür musste das Bewusstsein mittels einer Umerziehung geschaffen werden. Dass auch das nur eine Phrase war, zeigte sich nur wenige Monate später. Doch im Juni 1945 mögen die führenden Funktionäre daran geglaubt haben.

Am 8. Juni fand erneut eine Sitzung bei Dimitroff statt. Nun wurde in den Aufruf auf Drängen Stalins noch ein Satz eingefügt, der einer *radikalen* Bodenreform eine Absage erteilte, aber doch weiter ging, als Ulbricht es zunächst im Sinne gehabt hatte.¹⁴⁰

Stalin setzte auf eine ganze sowjetische Besatzungszone und nicht auf ein halbes Deutschland. Die parallel zur Zulassung von Parteien und zur Neugründung der KPD erfolgte Installierung der Sowjetischen Militäradministration brachte die Bemühungen Ulbrichts und Piecks, die Partei als gesamtdeutsche (und sogar unter Einschluss von Österreich, wo die KPD ebenfalls entstehen sollte) zu installieren, mindestens ins Wanken.¹⁴¹ Noch in Moskau wurde der Einsatz weiterer Parteikader in der SBZ entschieden. Die Bedeutung Berlins manifestierte sich: Ohnehin waren hier mit 75 Kadern bereits mehr als im Süden bei Ackermann oder im Norden bei Sobottka eingesetzt worden. Dieses Ungleichgewicht wurde durch die Zufuhr neuer Kräfte – alter KPD-Kader ebenso wie Antifa-Absolventen – aus der Sowjetunion weiter befördert.¹⁴² Außerdem konstituierte sich in Moskau ein provisorisches Zentralkomitee, das aus den Unterzeichnern des KPD-Aufrufs bestand. Aus deren Mitte heraus wurde das provisorische Sekretariat des ZK, der engere Führungszirkel mit Pieck, Ulbricht und Ackermann, bestimmt. Ulbricht erhielt folgende Zuständigkeiten: «Organisatorischer Aufbau der Partei, Kaderfragen, Bezirke, Gewerkschaften, kommunale und staatliche Fragen, Bauernagitation, Sport». Unerwähnt blieb, dass er auch die Verbindungen zur sowjetischen Partei und Besatzungsmacht in seiner Hand hielt – viel mehr Macht in einer Hand ging kaum. Pieck, der noch

drei Wochen zur Erholung in Moskau verblieb, war zuständig für «Allgemeine Leitung, Verbindungen, Kasse, Jugend, Frauen, Genossenschaften, Ausschuss für die Opfer des Faschismus, Organisation des ›Kulturbundes‹ in Berlin». Für Ackermann verblieben «Propaganda, Kulturarbeit, Parteischulen, Zentralorgan, Verlagsfragen, Information». Da noch zwei weitere ZK-Mitglieder ins Sekretariat aufrücken sollten, war die Arbeitsverteilung – wie alles andere – vorläufig.¹⁴³ Angesichts des raschen Ausbaus, den der Parteiparat in den folgenden Monaten und Jahren erfuhr, war der erste Nachkriegsstellenplan geradezu bescheiden und ließ nicht erahnen, dass sich eine «Staatspartei» konstituierte: Die Parteiführung beschloss mit Dimitroff (der über die Finanzierung zu entscheiden hatte) 78 Planstellen in der Parteizentrale von politischen Mitarbeiterinnen bis zu Kurieren und Haushandwerkern. Hinzu kamen zwanzig Chauffeure mit je einem Dienstwagen (Ulbricht, Pieck und Ackermann standen personengebundene Autos und Fahrer zur Verfügung) sowie zwanzig Rotarmisten, darunter sechs Offiziere, die für den Schutz des Parteigebäudes zuständig waren. Das von Ulbricht vorgeschlagene «Haus der Hitlerjugend» am Prenzlauer Tor musste vor dem Einzug noch umgebaut werden. Ein weiteres Haus als Wohngebäude für 60 Mitarbeiter sowie die Beschlagnehmung von Gebäuden für die neue Parteischule und die Landessekretariate war ebenfalls vorgesehen.¹⁴⁴ Die Pläne folgten Ulbrichts Entwürfen, die er bereits Mitte Mai vorgelegt hatte.

Der KPD-Aufruf vom 11. Juni 1945

Nach diesen Beschlüssen flogen Ulbricht, Ackermann und Sobottka in Begleitung von Becher, Wandel und dem Parteigedächtnis Keilson zurück nach Berlin, wo sie am 10. Juni ankamen.¹⁴⁵ An diesem Tag erschien der SMAD-Befehl über die Zulassung von Parteien in der SBZ. Das überraschte die westlichen Verbündeten. Der Alliierte Kontrollrat konstituierte sich erst am 30. Juli 1945, die westlichen Besatzungsmächte waren am 4. Juli in Berlin einmarschiert, zeitgleich hatten die amerikanischen Truppen die besetzten Gebiete in Thüringen und Sachsen, darunter Ulbrichts Heimatstadt Leipzig, vereinbarungsgemäß an die Russen übergeben.¹⁴⁶ In den westlichen Zonen wurden Parteien, zumal im Zonenmaßstab, erst im August (britische Zone) bzw. September (amerikanische) zugelassen, in der französischen erst schrittweise ab Anfang 1946. Noch am 10. Juni trafen sich Sozialdemokraten wie Otto Grotewohl, Max Fechner, Gustav Dahrendorf, Erich Gniffke, um einen SPD-Zentralausschuss zu konstituieren.¹⁴⁷ Und am gleichen Tag fand abends im Lokal «Paul Rose» in der Friedrichsfelder Prinzenallee, dem Versammlungsort der Ulbricht-Gruppe, die letzte Zusammenkunft von KPD-Funktionären vor der Wiedergründung statt. Daran

nahmen neben Ulbricht, Ackermann und Sobottka 56 weitere Kommunisten sowie der NKWD-Offizier Danil Lasarenko teil.¹⁴⁸ Die Versammlung diente dem Zweck, den Funktionären die neuesten in Moskau vereinbarten Beschlüsse zu erläutern und ihnen den KPD-Aufruf vorzustellen. Dieser wurde am nächsten Tag auf Flugblättern und durch das Verlesen im Rundfunk öffentlich gemacht, in der neuen KPD-Tageszeitung «Deutsche Volkszeitung» bildete er den Aufmacher in der ersten Ausgabe am 13. Juni. Damit war die KPD offiziell wieder existent.

Der Aufruf stellte eingangs heraus, wer Schuld an der Katastrophe trage. Das größte Verbrechen dabei sei der Überfall auf die Sowjetunion gewesen. Nicht nur Hitler und seine Paladine, sondern auch die Millionen, die bei freien Wahlen die NSDAP gewählt hatten, trügen große Verantwortung für die Verbrechen. Letztlich seien alle mitschuldig geworden, «die willenlos und widerstandslos zusahen, wie Hitler die Macht an sich riß, wie er alle demokratischen Organisationen, vor allem die Arbeiterorganisationen, zerschlug und die besten Deutschen einsperren, martern und köpfen ließ». Auch die Kommunisten hätten Fehler gemacht, weil sie es «nicht vermocht haben, die antifaschistische Einheit ... entgegen allen Widersachern zu schmieden». Für KPD-Verhältnisse fiel die Kritik an der SPD moderat aus. Nun komme es darauf an, die Fehler von 1918 nicht zu wiederholen. Ausführlich erläutern die Unterzeichner sodann, dass nur die KPD vor Hitler gewarnt und auch noch nach seinem Machtantritt allein den entschiedensten Widerstand zu organisieren gesucht habe. Nun, nach dem Krieg, nach dem bisherigen «Irrweg» deutscher Geschichte «gilt es, gründlich und für immer die Lehren aus der Vergangenheit zu ziehen. Ein ganz neuer Weg muß beschritten werden!» Eine «dritte Wiederholung der imperialistischen Katastrophenpolitik» müsse ein für alle Mal «unmöglich» gemacht werden.

Solche Aussagen waren unter Demokraten in Deutschland unumstritten. Nur wer die kommunistische Theorie und Ideologie präzise kannte, konnte deuten, was hier wirklich stand. Denn eine Wiederkehr des Faschismus zu verhindern, so waren sich alle Kommunisten einig, war nur durch einen radikalen politischen Systemwechsel möglich. Der Aufruf drückte das aus, war aber zugleich wegen seiner geschickten sprachlichen Komposition unter Nichtfaschisten mehrheitsfähig. Um das zu betonen, kam auch Stalins Satz zum Tragen: «Wir sind der Auffassung, daß der Weg, Deutschland das Sowjetsystem aufzuzwingen, falsch wäre, denn dieser Weg entspricht nicht den gegenwärtigen Entwicklungsbedingungen in Deutschland.» Auch diese Aussage war klug formuliert – sie stellte keine Absage dar (verunsicherte also das eigene Milieu nicht übermäßig), ließ aber offen, wann und unter welchen Umständen die «Entwicklungsbedingungen» so weit gediehen seien, dass das Land reif für das Sowjetsystem sei. Der Weg, den es einzuschlagen gelte, sei nun die «Aufrichtung

eines antifaschistischen, demokratischen Regimes, einer parlamentarisch-demokratischen Republik mit allen demokratischen Rechten und Freiheiten für das Volk». ¹⁴⁹ Die größten Verunsicherungen erzeugte der Aufruf mit dieser Aussage nicht etwa bei Sozial-, Christ- oder Liberaldemokraten, sondern in den eigenen Reihen. Nicht nur, dass die meisten alten Parteimitglieder angenommen hatten, nun komme die «Diktatur des Proletariats». Auch glaubten viele, es würde nun sofort eine Einheitspartei gebildet werden. In so manchen Orten hatten sich dazu bereits entsprechende Komitees mit Vertretern von SPD und KPD gebildet. ¹⁵⁰

Kein Wunder, dass in der KPD die Schulung der Mitglieder als die wichtigste innerparteiliche Aufgabe angesehen wurde. ¹⁵¹ Sie sollte die Mitglieder ideologisch fest an die Parteiführung binden, auch um deren Winkelzüge zu verstehen und ihre künftigen Kurswechsel mitzumachen. Als ein Funktionär Ulbricht nach dem Verlesen des Aufrufs am 10. Juni fragte, worin sich dieser «von dem Programm irgendeiner beliebigen demokratischen Partei» unterscheide, soll er grinsend geantwortet haben: «Das wirst du schon bald merken, Genosse! Wart nur mal ein bißchen ab!» ¹⁵²

Als dringendste und unmittelbarste Aufgaben benannte der Aufruf zehn Punkte:

1. vollständige Liquidierung des Nationalsozialismus und strengste Bestrafung aller Kriegsverbrecher, Säuberung der öffentlichen Verwaltung von Nationalsozialisten;
2. Wiederbelebung des öffentlichen Lebens, Kampf gegen Hunger, Obdachlosigkeit und Arbeitslosigkeit;
3. Herstellung der Rechte und Freiheiten, Wiederbegründung freier Gewerkschaften und antifaschistischer Parteien, Umbau des gesamten Justizwesens, Säuberung des Schul- und Hochschulwesens, systematische Aufklärung über den Nationalsozialismus;
4. Arbeitsfähigkeit der Selbstverwaltungsorgane auf allen staatlichen Ebenen;
5. freie Wahlen für Betriebsvertretungen in allen Firmen und öffentlichen Einrichtungen, Schutz gegen Ausbeutung, Tarifverträge, Sozialmaßnahmen für Waisenkinder, Invaliden und Kranke, Schutzmaßnahmen für Mütter, Rehabilitierungsmaßnahmen für Opfer des Hitlerfaschismus;
6. «Enteignung des gesamten Vermögens der Nazibonzen und Kriegsverbrecher, Übergabe dieses Vermögens in die Hände des Volkes zur Verfügung der kommunalen oder provinziellen Selbstverwaltungsorgane»;
7. «Liquidierung des Großgrundbesitzes» und Zuteilung «an die durch den Krieg ruinierten und besitzlos gewordenen Bauern». «Es ist selbstverständlich, daß diese Maßnahmen in keiner Weise den Grundbesitz und die Wirtschaft der Großbauern berühren werden»;

8. sämtliche Betriebe öffentlicher Infrastruktur (Verkehr, Energie, Wasser) werden der öffentlichen Hand übereignet; Gleiches gelte für Betriebe, die keine Besitzer mehr aufweisen;
9. außenpolitisch solle ein Bruch mit der bisherigen Aggressions- und Gewaltpolitik herbeigeführt werden;
10. materielle Wiedergutmachung des anderen Völkern zugefügten Schadens, die daraus entstehenden Lasten für die Deutschen sollen gerecht verteilt werden «nach dem Grundsatz, daß die Reicheren auch eine größere Last tragen».

Dieser Aufruf der KPD, so hieß es abschließend, sei ein Aktionsprogramm, das «als Grundlage zur Schaffung eines Blocks der antifaschistischen, demokratischen Parteien ... dienen kann.»¹⁵³

Das Programm ließ allen Demokraten genügend Raum, die KPD als politischen Partner akzeptieren zu können. Von der «Diktatur des Proletariats» war keine Rede. Eine umfassende Sozialisierung versprach das Papier ebenso wenig wie eine Einheitspartei. Lediglich der abschließend erwähnte «Block» wies in eine politische Richtung, die aber die meisten in Deutschland verbliebenen KPD-Mitglieder kaum in ihrer Reichweite erkennen konnten, da sie die Winkelzüge der Volksfrontpolitik nicht kannten. Stalin hatte ab 1944 in den osteuropäischen Ländern begonnen, die einstige Volksfrontideologie und -politik in den im Entstehen begriffenen «Volksdemokratien» durch eine «Blockpolitik» fortzuführen, in der die Parteien zusammen erfasst werden und bis zur Auflösung/Zwangsvereinigung/Gleichschaltung unter der Hegemonie der Kommunisten wirken sollten.¹⁵⁴

Walter Ulbricht beschrieb über zwanzig Jahre später pathetisch: «Der Aufruf des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Deutschlands wirkte wie die Strahlen der aufgehenden Sonne. Er beleuchtete den Weg zu einem neuen Deutschland.»¹⁵⁵ Wahrscheinlich wirkte nie zuvor und niemals später wieder ein Aufruf deutscher Kommunisten so weit in die Gesellschaft hinein wie dieser. Er entfaltete seine Wirkung nicht nur, weil er der erste überhaupt nach Kriegsende war, alle anderen politischen Kräfte überraschte und entsprechend Maßstäbe setzte. Der Aufruf verwunderte viele, weil er «nicht kommunistisch, noch nicht einmal sozialistisch war».¹⁵⁶ Auch wenn das nicht stimmte, so gibt diese Äußerung von Erich Gniffke eine verbreitete Wahrnehmung wieder – und die ist für die Wirkung maßgeblich.

Trostlosigkeiten und Vertreibungen

Ernst Kehler, ein Wehrmachtsoffizier aus dem NKFD, der 1948 der SED beitrug und dann bis 1978 Chef der Deutschen Post in Ost-Berlin war, schrieb über seine ersten Eindrücke in Berlin nach Kriegsende, er «benutzte zweckmäßigerweise immer die Straßenmitte, nicht den Bürgersteig, obwohl es beschwerlich war, über die vielen Trümmer und Barrikaden zu klettern. Aber in der Nähe der Häuser lief man Gefahr, von herabfallenden Steinen und ganzen Gesimsen erschlagen zu werden. Es wurden Menschen von Häuserwänden, die auf die Straße fielen, getötet. (...) Ich erinnere mich, wie mehrere Menschen und ein Pferdefuhrwerk von einer umkippenden Ruinenwand erschlagen wurden, nachdem ich mich von dieser Stelle gerade wenige Meter entfernt hatte.»¹⁵⁷ Anders als nach dem Ersten Weltkrieg waren auf den Straßen weniger psychisch Erkrankte zu sehen. In den letzten Wochen des Krieges bis Ende Mai gab es vor allem in den sowjetisch besetzten Gebieten eine «Selbstmordepidemie», die in Berlin und einigen Kleinstädten zum Teil drastische Ausmaße annahm. Viele Menschen berichteten von großer Rücksichtslosigkeit. Plünderungen waren in Berlin eine «Massenerscheinung». «Die Kriminalität war hoch, aber sie betraf meist Gewalttaten, die mit Raub und Überfall um Eß- und Tabakwaren, Spirituosen oder Drogen und mit Schiebereien aller Art zusammenhingen.» In Berlin entfaltete sich ein Bandenunwesen. An den Folgen der Zerstörungen trugen das gesamte Land wie Europa noch viele Jahre.¹⁵⁸

In Deutschland waren 1945 acht bis zehn Millionen ausländische Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter*innen und aus den Konzentrationslagern befreite Häftlinge zu versorgen und in ihre Herkunftsländer zurückzuführen. Das war nicht nur ein logistisches Problem, sondern auch ein politisches: Gerade aus der Sowjetunion Stammende hatten vor Repressionen in der Heimat Angst. Viele versuchten vergeblich, Schutz bei den Westmächten zu bekommen. So mancher nach Deutschland Verschleppte sann zudem auf Rache, nicht selten erfolgten Übergriffe auf deutsche Zivilisten «im Schutz» geraubter sowjetischer Militärkleidung, und nicht wenige versuchten, mit Diebstählen und Verbrechen zu überleben.¹⁵⁹

Die Vertreibungen Millionen Deutscher aus den Ostgebieten verschärften diese Probleme erheblich. Die SBZ war davon besonders betroffen. Bis 1950 kamen 12,45 Millionen flüchtende Menschen und Vertriebene nach Deutschland, weitere 1,71 Millionen waren während der Vertreibung und Flucht verstorben.¹⁶⁰ Auch Jüdinnen und Juden erlebten in Osteuropa neue Verfolgungen und suchten nun nicht selten ausgerechnet in Deutschland Schutz. Von Umsiedlungen und Vertreibungen waren zudem Millionen Menschen in Polen, der

Ukraine oder auf dem Balkan betroffen.¹⁶¹ Hinzu kamen überall in Europa staatlich angeordnete politische Säuberungen (nirgendwo so massiv wie in Norwegen), aber auch wilde Racheaktionen, was beides nicht ohne Rückwirkungen auf die Gesellschaften blieb.¹⁶²

Der soziale und politische Sprengstoff, der sich hinter diesen kalten Zahlen verbirgt, lässt sich erahnen. 1950 waren 24 Prozent der DDR-Gesamteinwohnerschaft Vertriebene. Sie machten etwa ein Drittel jener aus, die von 1949 bis 1961 in die Bundesrepublik weiterzogen, so dass sich ihr Anteil um fast eine Million bis zum Mauerbau verringerte. Zwischen 1945 und 1949 gingen knapp 880 000 Menschen aus der SBZ, die in dieser Region auch schon vor 1945 gewohnt hatten, in die Westzonen, zugleich zogen 1,5 Millionen Vertriebene, die zunächst in der SBZ gestrandet waren, gen Westen weiter.¹⁶³ Durch den Zuzug der vertriebenen und flüchtenden Menschen hat sich die Gesamtbevölkerung der vier Besatzungszonen einschließlich Berlins 1946 trotz der Kriegsverluste um etwa sechs Millionen im Vergleich zu 1939 erhöht.¹⁶⁴ Relativ gesehen, nahm die SBZ weitaus mehr Personen auf als die Westzonen, absolut etwa 40 Prozent. In manchen Regionen lag der Anteil noch höher, so etwa in Mecklenburg, wo in den ersten Jahren nach 1945 fast 45 Prozent der Einwohner*innen vertriebene und geflüchtete Menschen waren.¹⁶⁵ Diese große Personengruppe bildete aufgrund fehlender sozialer und lokaler Bindungen einen fast unkalkulierbaren Risikofaktor für die Stabilität des neuen Systems. Hinzu kam, dass nicht zuletzt in dieser Gruppe die Abneigung gegen die Russen und damit die neuen Herrscher besonders ausgeprägt war. Zugleich fanden bei den Vertriebenen und Geflüchteten soziale Aufstiegsversprechen und das Angebot, eine neue politische Heimat finden zu können, besonderen Anklang, weil sie nach dem Verlust von fast allem dringend auf Identifikations- und Integrationsangebote angewiesen waren. Politik und Ideologie waren so für viele Menschen nachrangig, es ging nicht nur metaphorisch um das blanke Überleben.¹⁶⁶ Diese Situation kam jenen zugute, die klar und eindeutig zu erkennen gaben, anzupacken, aufzubauen, Neues zu errichten, und zugleich ideologische und strategische Debatten zurückzustellen bereit waren.

Die KPD-Spitze

Die Zusammensetzung der Unterzeichner des KPD-Aufrufs ließ kaum erwarten, dass in den Reihen der KPD-Führung wirklich das Alte überwunden worden war. 16 Frauen und Männer unterzeichneten den Aufruf «im Auftrag» des ZK der KPD. Noch in letzter Minute wurde Franz Dahlem, der von der KZ-Haft gezeichnet war und sich zunächst in der Sowjetunion in einem Sanato-

rium erholen sollte, hinzugefügt. Er war erst am 11. Juni 1945 mit dem Flugzeug aus Wien kommend in Moskau eingetroffen.¹⁶⁷ Dahlem rückte auch sofort in das Sekretariat des ZK der KPD auf. Der noch letzte freie Platz im «operativen Führungsorgan» der Partei blieb Paul Merker vorbehalten, der nicht aus Mexiko wegkam und nach einer abenteuerlichen Reise erst am 16. Juli 1946 in Berlin eintraf.¹⁶⁸ Neben Pieck, Ulbricht, Dahlem, Ackermann und Sobottka unterzeichneten den Aufruf Ottomar Geschke, Johannes R. Becher, Edwin Hoernle, Hans Jendretzky, Michel Niederkirchner, Hermann Matern, Irene Gärtner (Elli Schmidt), Bernard Koenen, Martha Arendsee, Otto Winzer und Hans Mahle. Nur zwei Frauen von 16 Unterzeichnern spiegeln die Verhältnisse in der Partei anschaulich (bei den anderen Parteien war das Verhältnis noch «ungünstiger»). Aber etwas anderes zeigte, wer in der KPD das Sagen haben würde: Von den 16 Unterzeichnern kamen 13 aus der sowjetischen Emigration, nur drei (Dahlem, Geschke, Jendretzky) hatten eine Befreiung aus einem deutschen Konzentrationslager erlebt. Nicht nur, dass der Widerstand in Deutschland in der Führungsriege der KPD unterrepräsentiert blieb, auch in andere Staaten emigrierte KPD-Funktionäre kamen nicht vor. Der Sozialdemokrat Hermann Brill, als Widerstandskämpfer seit September 1938 von den Nationalsozialisten eingesperrt, seit 1943 im KZ Buchenwald, bemerkte zu dieser Zusammensetzung des ZK der KPD, es sei «ein Emigrantenkabinett».¹⁶⁹ Die Liste verdeutlichte, dass Moskau das maßgebliche Zentrum der deutschen kommunistischen Partei blieb, sie symbolisierte, dass nur von Moskau als zuverlässig eingestufte Kader in die Führungszirkel vorstießen. Und dafür trug Walter Ulbricht die volle Verantwortung.¹⁷⁰

Das Toleranz-Paradoxon

Am 12. Juni 1945 begann um 15 Uhr im Saal des Magistrats im «Neuen Stadthaus» in der Parochialstraße 1–3 in Berlin-Mitte unweit des Alexanderplatzes die erste offizielle politische Veranstaltung in der Hauptstadt seit Ende des Weltkrieges. Eingeladen waren nicht nur kommunistische Funktionäre, sondern auch Vertreter des Magistrats, der SPD, bürgerlicher Parteien und der Kirchen. Insgesamt verzeichnet die Anwesenheitsliste 159 Personen, darunter 51 Sozialdemokraten und 62 Kommunisten. Es war, wie Dahlem meinte, die erste Einheitsfrontsitzung von SPD und KPD.¹⁷¹ Ulbricht begann entsprechend seine kurze Rede – für seine Verhältnisse sogar eine extrem kurze Rede – mit der Begrüßungsformel «Herr Oberbürgermeister! Verehrte Anwesende!»¹⁷² Obwohl die Sitzung als Neukonstituierung der KPD angesehen wurde, wurde sie offiziell als überparteilich deklariert. Ulbricht begrüßte den Befehl Schukows zur Wieder-

zulassung antifaschistischer Parteien. Dieser dürfe nicht zu «Parteiengzänk» führen. Lernen aus der Vergangenheit heiße, «die antifaschistische Einheit zu fördern». Er schlug einen Block aller antifaschistischen Parteien vor, der «ein gemeinsames antifaschistisches demokratisches Aktionsprogramm» erarbeiten solle.¹⁷³ Gustav Dahrendorf ergriff namens der einen Tag zuvor wiedererstandenen Sozialdemokratischen Partei das Wort. Er bekundete, die neue SPD verbinde «nichts mit der letzten Phase der politischen Praxis der alten Sozialdemokratischen Partei», was zu Bravo-Rufe führte. Dahrendorf hatte die Befreiung im Zuchthaus Brandenburg-Görden erlebt. Nun formulierte er in Anwesenheit der aus Moskau eingeflogenen KPD-Führung, aber auch einiger Haftkammeraden wie Honecker, dass die neue SPD nichts mit der Emigrantenpolitik verbinde: «Niemand im Ausland ist berechtigt für die künftige Sozialdemokratische Partei zu sprechen.» Die Abneigung gegenüber den Emigranten war in der deutschen Gesellschaft weitverbreitet. In der Bundesrepublik würde sie noch viele Jahre die Innenpolitik und Wahlkämpfe prägen («Frahm-Affäre»), in der DDR würde die Ulbricht-Ära von einem tiefen Misstrauen gegen «West-Emigranten», aber auch gegenüber an deutschen Haftorten bis zuletzt eingesperrten Kommunisten gekennzeichnet sein. Dahrendorf sagte: «Wir sind bereit, über alle Fragen der Einheit mit unseren kommunistischen Freunden zu sprechen und fragen, wann und ob ein solches entscheidendes Wort zu besprechen möglich sei.» Er verlieh einer verbreiteten Stimmung Ausdruck: Die Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung müsse überwunden werden und rasch zu einer Einheitspartei führen, damit sich nie wieder eine solche Barbarei wiederholen möge. Ob diese Haltung mehrheitsfähig war oder nicht doch die Skeptiker in den Reihen von KPD und SPD überwogen, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Es gab regionale und lokale Unterschiede, oft hing es von den Erfahrungen im Widerstand ab, vermutlich waren unmittelbar nach Kriegsende die Einheitsbefürworter in Deutschland jedoch in der Mehrheit.

Dahrendorf sagte, was unter Demokraten konsensfähig war: Die neue Demokratie solle nichts «mit der alten Weimarer Demokratie» gemein haben, diese sei nur «eine intellektualistische Konstruktion» gewesen. «Es darf nicht die Erscheinung eintreten, daß die Gegner der Demokratie die Demokratie für ihre Zwecke benutzen.»¹⁷⁴ Damit sprach er einen zentralen Punkt an, der viele Demokraten umtrieb. Karl R. Popper analysierte das als «Toleranz-Paradoxon»: «Uneingeschränkte Toleranz führt mit Notwendigkeit zum Verschwinden von Toleranz. Denn wenn wir die uneingeschränkte Toleranz sogar auf die Intoleranten ausdehnen, wenn wir nicht bereit sind, eine tolerante Gesellschaftsordnung gegen die Angriffe der Intoleranten zu verteidigen, dann werden die Toleranten vernichtet werden und die Toleranz mit ihnen.» Popper schloss 1945 im neuseeländischen Exil ausdrücklich ein, militante Intolerante notfalls mit Ge-

walt zu unterdrücken. Dem «Paradox der Demokratie» hingegen, dass sich eine Mehrheit zur Herrschaft eines Tyrannen entschließt, wusste Popper nichts als den Rationalismus der Aufklärung entgegenzusetzen.¹⁷⁵ Das wurde ein Lebensthema von Gustav Dahrendorfs Sohn Ralf.

Gustav Dahrendorf gab seiner Überzeugung Ausdruck, dass ein neues Deutschland nur an der Seite der Sowjetunion bestehen könne. «Das ist unsere vorbehaltlose Überzeugung.»¹⁷⁶ Robert Havemann, der wie Dahrendorf in Brandenburg im Zuchthaus eingesperrt gewesen und von der sowjetischen Armee befreit worden war, schrieb später, er habe Stalin ganz persönlich seine Befreiung zu verdanken.¹⁷⁷ Diese Haltung teilten eben nicht nur Kommunisten. Stalins Ansehen in der Welt war 1945 auf einem kaum vorstellbaren Höhepunkt. Die Sowjetunion wurde weltweit bewundert, allen war klar, dass niemand so viel getan und einen so hohen Blutzoll für die Niederwerfung des Nationalsozialismus geleistet hatte wie dieses weithin unbekannt Land. Daher stieß auch Dahrendorfs «rückhaltloses und vorbehaltloses» Bekenntnis zum KPD-Aufruf kaum auf Verwunderung in den Reihen anderer Parteien.

Ulbricht ergriff in der Diskussion nochmals das Wort, um zwei Dinge klarzustellen: Nach den zwölf Jahren Hitlerdiktatur sei das Klassenbewusstsein der Arbeiter «verschüttet», weshalb eine schnelle Einheit nicht möglich sei. Wichtiger seien praktische Lebensfragen, zu denen er die «Agrarfrage» rechnete, ohne das näher auszuführen. Zweitens erteilte er allen Revolutionshoffnungen eine deutliche Absage: «Wir halten die Durchdringung oder Aufzwingung des Sowjetsystems im Augenblick für Deutschland nicht für richtig.» Im kapitalistischen Deutschland müssten zunächst die Kräfte bekämpft werden, die für Hitlers Kriegspolitik verantwortlich waren. «Die Neugeburt unseres Volkes kann erst in Jahren durchgeführt werden. Es wird sich zeigen bei einem solchen Kampf, wer die besten Antifaschisten, wer die besten Demokraten sind.»¹⁷⁸ Ulbricht kündigte einen Wettstreit an, den er als Leninist jedoch nicht als offen ansah. Die Umerziehung der Gesellschaft, das erkannte er klarsichtig, war kein kurzfristiges Unterfangen. Im Juni 1945 dürfte auch Ulbricht davon ausgegangen sein, als geschulter Marxist und aktiver Bolschewik (er berief sich ausdrücklich auf Lenins «Was tun?»), dass die erfolgreiche kommunistische Umgestaltung nicht ohne ein entsprechendes Bewusstsein breiterer Arbeiterschichten möglich sei. Deshalb sei die Revolution von 1848 zunächst zu vollenden.¹⁷⁹

Abends fanden in allen Berliner Verwaltungsbezirken KPD-Funktionärs-sitzungen statt, auf denen der KPD-Aufruf verlesen und debattiert wurde.¹⁸⁰ Ulbricht sprach in Neukölln, seine Lebensgefährtin Lotte Kühn, die in den Parteidokumenten nur noch als «Ulbricht» geführt wurde, in Biesdorf.¹⁸¹ Wie schwer es selbst dem Apparat fiel, die taktische Linie zu befolgen, und wie verunsichert die Basis war, zeigte ein Referentenentwurf zur Presseerklärung.

Darin hieß es, der Aufruf stelle «keine Abweichung von marxistisch-leninistischen Prinzipien» dar, sondern bedeute «bei Überwindung aller sektiererischen Schwächen und Fehler der Vergangenheit nur deren konsequente Durchführung». ¹⁸² Die veröffentlichte Variante enthielt diese und andere Passagen nicht und beschränkte sich auf die Mitteilung, dass die erste Parteikonferenz stattgefunden habe und der KPD-Aufruf beraten worden sei. ¹⁸³

SPD-Zentralausschuss und Kurt Schumacher

Am 15. Juni 1945 folgte der erste Aufruf des SPD-Zentralausschusses. ¹⁸⁴ Ihm gehörten u. a. Fechner, Gniffke, Dahrendorf, Grotewohl, Otto Meier und Orlopp an. Das Gremium war für Berlin und die SBZ gebildet worden, beanspruchte aber für das gesamte Reich Geltung, weil woanders noch keine Parteien zugelassen worden waren. Konflikte mit SPD-Funktionären in den Westzonen waren vorprogrammiert, ¹⁸⁵ allen voran Kurt Schumacher. Er agierte bereits in der Weimarer Republik als scharfer Gegner der Kommunisten. Von 1933 bis 1943 war er in Konzentrationslagern eingesperrt. Schwer gezeichnet, erlebte er im April 1945 die Befreiung in Hannover. Nachdem er im Ersten Weltkrieg bereits den rechten Arm verloren hatte, musste ihm im September 1948 auch das linke Bein amputiert werden. ¹⁸⁶ Bereits am 6. Mai 1945 hielt Schumacher in Hannover vor sozialdemokratischen Funktionären eine eindrucksvolle Grundsatzrede. Er beschwor nicht «1918», weil nun allein die Alliierten das Sagen haben würden. Er bekannte sich zur Demokratie und wandte sich gegen «alle spitzfindigen Tüfteleien», diese als «formale», «kapitalistische» oder «proletarische» bestimmen zu wollen. Parteien sollten nur in begrenzter Anzahl zugelassen werden, keine, die «Toleranz mit Intoleranz quittieren». Er forderte, was in der Nachkriegszeit konsensfähig unter Demokraten war, eine «politische Polizei», die keine «Gesinnungsschnüftelei» betreiben solle, «sondern um die Unsauberkeit der Nazis unschädlich zu machen». Ein eigener Abschnitt der Rede war dem Verhältnis zu den Kommunisten gewidmet. «Jeder von uns hat den Wunsch, daß die starken Spannungen aus der Zeit vor 1933 nicht wiederkehren mögen.» Viele seien daher überrascht, dass die Kommunisten sich als eigenständige Partei zu konstituieren suchten, «ohne vorher Einigungsfühler ausgestreckt zu haben». Mit Blick auf Italien, Frankreich oder Belgien, wo es auch keine Einheitsparteien nach Krieg und Besatzung gebe, konstatierte Schumacher, dass eine solche nicht erwünscht und nicht möglich sei. Die Kommunisten bänden sich an die Sowjetunion «als Staat und an seine außenpolitischen Ziele». Das könne für demokratische Sozialisten nicht in Frage kommen: «Wir können nicht und wollen nicht das autokratisch gehandhabte Instrument irgendeines fremden imperialen Interesses

sein. Es ist also nicht die Verschiedenheit in der Radikalität, sondern ein anderer Blickwinkel in der Betrachtung der politischen Welt, eine andere Art, die Verhältnisse und Ideen zu werten, die diese Trennung hervorruft.»¹⁸⁷

Der Zentralkomitee in Berlin sah das anders. Der Aufruf bekannte sich zur «organisatorischen Einheit der deutschen Arbeiterklasse». Anders als der KPD-Aufruf enthielt das SPD-Papier ein klares Bekenntnis zum Sozialismus. Das Sofortprogramm unterschied sich kaum von den KPD-Forderungen, ging in der Frage der Sozialisierung aber etwas weiter.¹⁸⁸

CDU und LDP

Am 26. Juni 1945 folgte die CDU mit ihrem Gründungsaufruf. Zu den vier Unterzeichnerinnen und 31 Unterzeichnern gehörten Andreas Hermes, Jakob Kaiser, Ernst Lemmer, Otto Nuschke und Ferdinand Sauerbruch. Vor allem Kaiser trat für eine strikte Sozialisierung ein, ihm schwebte eine Art deutsche Labour Party vor. Im Gründungsaufruf blieb davon die Überführung aller Bodenschätze einschließlich der Bergbauwerke in Staatsbesitz sowie «andere monopolartige Schlüsselunternehmungen unseres Wirtschaftslebens müssen klar der Staatsgewalt unterworfen werden.» Auch die Vorstellungen zur Agrarreform und die Begründung einer einheitlichen Gewerkschaftsbewegung waren kompatibel mit den publizierten Ideen der Kommunisten und Sozialdemokraten.¹⁸⁹ Der Gründungsaufruf der LDP, unterzeichnet von 13 Männern, darunter Waldemar Koch, Wilhelm Külz und Eugen Schiffer, kam am 5. Juli an die Öffentlichkeit. Selbst diese Partei, die sich generell für eine freie Wirtschaft aussprach, räumte ein, dass dem Gemeinwohl folgend unter bestimmten, nicht näher definierten Umständen Unternehmungen und Großgrundbesitz unter öffentliche Kontrolle gestellt werden könnten. Wie die CDU legte sie besonderen Wert auf einen funktionierenden Rechtsstaat.¹⁹⁰ Ulbricht hatte sich für eine zweite bürgerliche Partei eingesetzt, um nicht ein einziges Sammelbecken für alle Bürgerlichen entstehen zu lassen: Keine Zersplitterung wie in der Weimarer Republik, aber kein bürgerliches «Zentrum».¹⁹¹

Die LDP hatte ihren Aufruf am 1. Juli 1945 bei den sowjetischen Machthabern, konkret bei General Fjodor Bokow von der SMAD, verteidigen müssen. Ulbricht war zugegen, der mit ihnen gemeinsam von Friedrichsfelde nach Karlshorst ins sowjetische Hauptquartier gefahren war.¹⁹² Bereits am 29. Juni hatte Ulbricht auch Andreas Hermes von der CDU begleitet, als dieser zu Schukow zitiert worden war. Als Übersetzerin fungierte Lotte Kühn. Der sowjetische Marschall hatte Hermes gedroht für den Fall, dass er den Block der antifaschistischen Parteien sprengen wolle. Hermes wies das als Unterstellung

zurück.¹⁹³ US-Dienste beobachteten, dass die Parteiengründungen in der SBZ dem Zweck dienten, die deutschen Verwaltungsorgane neu zu besetzen, da die Sowjets die meisten konkreten Verwaltungsmaßnahmen formal den von ihnen gesteuerten Verwaltungen überließen. Das erfolgte, um die eigenen strategischen politischen Ziele zu verschleiern und weil sie gar kein eigenes Verwaltungspersonal hätten bereitstellen können. Daher sei auch die Gründung der LDP auf Druck der sowjetischen Besatzungsmacht erfolgt.¹⁹⁴ Damit korrespondierte Ulbrichts Agieren, für die neuen Verwaltungen unbelastete Fachleute zu rekrutieren, ein Unterfangen, das zunächst sehr erfolgreich war. Das war aber nicht nur eine taktische Maßnahme: Die Kommunisten verfügten über fast keine Verwaltungsfachleute in ihren Reihen. Die Berufsbeamten waren, so sie nicht von den Nationalsozialisten aufgrund ihrer Herkunft oder politischen Einstellung entlassen worden waren, fast komplett zum Nationalsozialismus übergelaufen – bei einem radikalen strukturellen Neuanfang war die Personalfrage weitaus mehr als nur eine Übergangsfrage.¹⁹⁵ Dieses Personalmaniko erschwerte die Umsetzung der strategischen Ziele in der SBZ enorm, zumal die Kommunisten auch an den Hochschulen und Universitäten, wo die Fachleute ausgebildet wurden, über kein nennenswertes Personal verfügten. Der Umbau dieser und der Aufbau neuer Ausbildungsstätten beanspruchte Zeit, die in der Nachkriegszeit nicht vorhanden war.¹⁹⁶ Das Problem war nicht nur ein technokratisches, sondern ein eminent politisches, denn anders als die KPD verfügte die SPD über viele erfahrene Verwaltungsfachleute in ihren Reihen – ein Startvorteil für die Sozialdemokratie, der ein wesentlicher (und oft übersehener) Grund war, warum innerhalb weniger Wochen die Kommunisten ihre Haltung zur Einheitsfrage revidierten.

Kümmernpartei

Bereits in der unmittelbaren Nachkriegszeit begann die KPD, sich um alles zu kümmern – es gab kein Problem, für das sie sich nicht zuständig fühlte und, nicht zu unterschätzen, für das die Zusammenbruchsgesellschaft sie als verlängerten Arm der sowjetischen Besatzungsmacht als nicht zuständig erachtete. Ulbricht erreichten Anfragen aus der gesamten Zone zu allen denkbaren und auch vielen undenkbaeren Detailproblemen, die er lösen sollte. Und ausweislich der Antwortschreiben versuchten er und der im Aufbau befindliche Apparat auch alles, um behilflich zu sein.¹⁹⁷ In dieser Nachkriegserfahrung dürfte eine Wurzel gelegen haben, dass sich die SED auch später für alles zuständig fühlte – nicht nur, weil sie ein System wie in der Sowjetunion anstrebte, sondern auch, weil sie als für alles zuständige Kümmernpartei eine Mentalität ausprägte, die

mit der marxistisch-leninistischen Theorie in frappierende Übereinstimmung zu bringen war. So unterschiedlich die unmittelbare Nachkriegszeit und die Jahre nach 1946, nach 1949 und nach 1961 auch waren, so verschieden sich die politischen Entscheidungsstrukturen darstellten, sie einten ein weitgehender Zentralismus und eine fehlende parlamentarische Kontrolle, verbunden mit der permanenten Delegierung der Verantwortungsübernahme, so dass systemisch bedingt auch die Frage etwa fehlender «Schlüpfergummis» schnell auf den Schreibtischen der obersten Führungsebene verhandelt werden musste.¹⁹⁸

In der Nachkriegszeit wurden diese Tendenzen durch «Schwarzhandel» und «Schwarzmärkte», wie sie damals hießen, durch «Hamsterkäufe» und nicht zuletzt durch organisierte Kriminalität im großen Maßstab verschärft, weil solche Erscheinungen nach zentralen Lösungen verlangten. Im September 1947 wird Ulbricht sagen: «Man muß den Kampf gegen den schwarzen Markt, gegen die Kompensationsseuche und Korruption so führen wie gegen die Reste des Faschismus. (Beifall) Die Spekulanten und sonstigen Gauner, die unsere Demokratie mit ihrer Anwesenheit verpesteten, sind durch die Schule des «Organisierens» der Nazis gegangen.»¹⁹⁹ In dieser Zeit begann, befördert durch den einsetzenden Zentralismus und die Tatsache, dass die Entscheidungsträger in der alten Reichshauptstadt versammelt waren, nicht nur die Berlin-Zentrierung (bereits manifestiert im Wirkungsbereich der Ulbricht-Gruppe), sondern auch die Kritik daran, ein Phänomen, dass in zentralistischen Systemen fast immer das spannungsgeladene Verhältnis von Zentrum und Peripherie kennzeichnet. Bereits vor Gründung der DDR wurden Stimmen laut, dass sich Zonenbewohner im Gegensatz zu Berlinerinnen «als 2. Klasse Menschen» vorkamen.²⁰⁰

Gesprächsaufnahme

Die politische Dynamik in jener Zeit war im Vergleich zur sozial-materiellen enorm. Otto Grotewohl, der sich schnell in der sowjetischen Zone zum wichtigsten Verhandlungspartner der Kommunisten mauserte, hatte bereits am 17. Juni 1945 in Berlin vor sozialdemokratischen Funktionären eine erste Grundsatzzrede gehalten. Er beschwor im Sinne des zwei Tage zuvor herausgegebenen Aufrufs die Einheit der Arbeiterbewegung und bekannte: «Die Einheitsorganisation soll nicht aus Deklamationen, sondern aus Aktionen heranwachsen!»²⁰¹ Am 18. Juni erreichte den Zentralausschuss eine Einladung von Ulbricht zu einem ersten Treffen im Berliner Stadthaus am 19. Juni um 16 Uhr.²⁰² Jeweils fünf Vertreter beider Parteien nahmen teil. Zwanzig Jahre später schrieb Gniffke seine Erinnerungen an dieses Treffen nieder. Gniffke war seit 1913 in der Arbei-

terjugend und seit 1918 in der SPD engagiert, seit 1927 als hauptamtlicher Gewerkschaftsfunktionär. Er kam mehrfach nach 1933 in Haft, ist 1941 von Mai bis August zur Wehrmacht einberufen, aber als politischer Gegner wieder entlassen worden. Er war 1933 nach Berlin umgezogen und baute hier in der Bülowstraße 7 ein kleines Geschäft für Herde und Öfen auf, mit dem er auch Grotewohl teilweise unterhielt. Das Büro diente als Treffpunkt von Sozialdemokraten und war dann auch 1945 der Ort, an dem sich der spätere Zentralausschuss sammelte.²⁰³ Seine Erinnerungen werden oft als bare Münze genommen. Wenn das alles so abgelaufen wäre, wie er es schilderte, stellte sich die Frage, warum er und die anderen Sozialdemokraten überhaupt nach dieser Zusammenkunft weiter mit den Kommunisten verhandelten. Ulbricht habe er bei diesem Treffen erstmals erlebt und kennengelernt: «Hier stand uns kein Partner gegenüber, mit dem man verhandeln konnte, sondern ein Gegner. (...) Er sah keinen von uns an. Sein kalter Blick huschte unsterk von einem zum anderen. Wenn er sich zu einem Lächeln zwang, so glich sein Gesicht einer Maske. Seine Augen lächelten nie. Wir gerieten in eine immer stärkere Gereiztheit, die wir kaum noch verbergen konnten. Um diese Verhandlung so rasch wie möglich zu beenden, stimmten wir seinen Argumenten schließlich zu.» Dass Ulbricht nie lachte, nie jemanden anschaute und seine Augen immer kalt dreinblickten, ist genauso eine Legende, die in den 1950er Jahren entstand, wie die auf Leonhard zurückgehende falsche Behauptung, Ulbricht habe sich nicht für Kunst, Kultur, Landschaften interessiert. Grotewohl und Ulbricht wurden nie Freunde. Gniffke überlieferte einen Dialog nach diesem Treffen, der das Kommunikationsproblem zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten auf den Punkt brachte: «Ein gefährlicher Bursche, dieser Ulbricht, der wird uns noch zu schaffen machen», fasste Grotewohl unter vier Augen das Treffen zusammen. Gniffke erwiderte: «Ich habe den Eindruck, daß bei ihm jedes Wort eine andere Bedeutung hat als im normalen Sprachgebrauch.» Ulbricht sei ein «Schulmeister», ein «höchst unangenehmer», der «aufreizend wirkte, weniger durch das, was er sage, als wie er es sage».²⁰⁴ Obwohl die Atmosphäre «unerfreulich» war, kamen SPD und KPD zu einem ersten gemeinsamen Papier. Die Sozialdemokraten akzeptierten, dass es zunächst zu keiner einheitlichen Partei komme. Gniffke arbeitete mit Ackermann im Nebenzimmer eine Vereinbarung beider Parteien aus, wobei Ackermann den fertigen Entwurf aus der Tasche zog und Gniffke noch einige kosmetische Stilländerungen vornahm. Für die KPD unterzeichneten Ulbricht, Ackermann, Geschke, Jendretzky und Winzer, für die SPD Gniffke, Grotewohl, Dahrendorf, Lehmann und Meier. Sie einigten sich, einen «gemeinsamen Arbeitsausschuss» zu bilden, um eine «antifaschistisch, demokratisch-parlamentarische Republik» vorzubereiten. Wichtig sei, «ideologische Fragen» zwischen den Parteien zu klären. Das Papier enthielt ein Bekenntnis zur Blockpolitik.

Auch der Wille, die «Voraussetzungen für die politische Einheit des werktätigen Volkes zu schaffen», ist festgehalten worden. Solche Arbeitsausschüsse sollten auf allen Ebenen ins Leben gerufen werden, wobei die Vereinbarung offenließ, für welche Regionen sie Geltungskraft beanspruchte.²⁰⁵ Die Autoren dachten aber über die Zonengrenzen hinweg, was bei Sozialdemokraten in den Westzonen auf Unbill stieß. Auch wenn in der Literatur viel über diesen ersten Aufruf geschrieben und gerätselt wurde²⁰⁶ und Zeitzeugen wie Gniffke pointierte Erinnerungen zu Papier brachten – die Sozialdemokraten kamen bereits aus diesen ersten Verhandlungen als jene heraus, die weitaus mehr nachzugeben bereit waren als die Kommunisten.

Erneut in Moskau

Was in den nächsten Tagen genau geschah, ließ sich bislang nicht rekonstruieren. Denn nur wenige Stunden nach dem Treffen mit den Sozialdemokraten empfing Stalin Ulbricht in Moskau erneut. Das Treffen begann in der Nacht zum 20. Juni um 1.40 Uhr nachts und dauerte 80 Minuten. Daran nahmen neben Ulbricht, Stalin und Molotow außerdem der Vorsitzende des Obersten Gerichtshofes, Iwan Goljakow, Generalstaatsanwalt und Mitglied der geheimen Kommission des Politbüros für Justizangelegenheiten, Konstantin Gorschenin, der stellvertretende Chef der Marine, Alexander Afanasjew, sowie der stellvertretende Außenminister, in dieser Zeit politischer Berater von Schukow sowie als ehemaliger Generalstaatsanwalt berüchtigt, Andrei Wyschinski, teil. Unmittelbar zuvor ab 22 Uhr hatte Stalin die wichtigsten Heerführer der Armee empfangen, darunter den ebenfalls aus Berlin angereisten Schukow.²⁰⁷ Es ist weder bekannt, wie Ulbricht es nach der Berliner Sitzung schaffte, so schnell nach Moskau zu kommen – auch mit Flugzeugen (düsenbetriebene standen Ulbricht noch nicht zur Verfügung) dauerte die übliche Anreise aus Berlin damals mindestens mit einem Zwischenstopp fast einen halben Tag. Offenbar war es eine logistische Meisterleistung. Der Besuch bei Stalin war streng geheim, auch keiner von Ulbrichts Genossen in der Führungsspitze der KPD wusste davon. Ob er Pieck in Moskau traf, ist ungewiss. In den bekannten Unterlagen hat dieser Kurzbesuch keinerlei Spuren hinterlassen. Daher ist es auch nicht möglich zu sagen, was genau bei Stalin besprochen worden ist. Die Behauptung, Ulbricht habe Stalin «über die Wirkungen des Aufrufs aus erster Hand zu unterrichten» gehabt, geht an den Gegebenheiten vorbei.²⁰⁸ Dafür fühlte sich weder Stalin zuständig, noch wäre ein solcher «Nacht-und-Nebel-Flug» dafür nötig gewesen. Auch wird Ulbricht kaum in einer derartigen Kommandooperation nach Moskau beordert worden sein, um Stalin, was auch immer, nur zu

berichten.²⁰⁹ Die Zusammensetzung der Runde deutet zumindest an, dass Ulbricht für die sowjetische Führung auch in Fragen der juristischen Aufarbeitung und des Umgangs mit den NSDAP-Mitgliedern der erste Ansprechpartner gewesen ist. Zugleich handelte es sich offenkundig um Fragen, für die erste Erfahrungen in Deutschland nötiger waren als allgemeine politische, sonst hätte Stalin das auch mit dem immer noch in Moskau weilenden Pieck besprechen können. Was auch immer tatsächlich besprochen wurde, es muss auch zeitlich gedrängt haben, denn Ulbricht war gerade wenige Tage zuvor in Moskau gewesen, und der Terminkalender aller Beteiligten war randvoll.

Kein Stacheldraht in Berlin?

Einen Tag später, am 21. Juni traf sich der SPD-Zentralausschuss mit Ulbricht und Lotte Kühn. Sie besprachen das erste Treffen der SPD mit der SMAD, das am selben Tag in Karlshorst stattfand. Die Sozialdemokraten nahmen Lotte Kühn als Dolmetscherin mit. Gniffke erinnerte sich, dass es am 23. Juni ein weiteres Treffen gab, diesmal in Karolinenhof. Beide Treffen waren für die Sozialdemokraten offenbar eindrucklich. Sie staunten über die Detailkenntnisse ihrer Gesprächspartner, fühlten sich darin unterstützt, die Spaltung der Arbeiterbewegung zu überwinden, und freuten sich, dass ihnen großzügige materielle Unterstützung beim Neuaufbau der Partei zugesagt wurde. Gniffke gibt ausführlich wortwörtliche Sätze von Schukow vom 23. Juni wieder – eine Spezialität von ihm, der sich auch zwei Jahrzehnte später noch an Satz, Komma und Punkt genauestens zu erinnern vermochte ... Die Sozialdemokraten schilderten ihrerseits, wie sie und die Bevölkerung von den Übergriffen und Vergewaltigungen sowjetischer Soldaten geschockt und enttäuscht seien. Schukow leugnete das nicht und sicherte zu, hart durchzugreifen, auch vor Erschießungen nicht zurückzuschrecken. Beim anschließenden Essen sagte der Marschall angeblich den historisch denkwürdigen Satz: «Kein Stacheldraht wird die Sektoren gegeneinander abgrenzen, die Berliner werden sich überall frei bewegen» – erinnerte sich Gniffke nach dem Mauerbau.²¹⁰

In der Literatur ist dieses Treffen bei Schukow am 23. Juni 1945 immer wieder referiert worden.²¹¹ Wann auch immer es stattgefunden hat – am 23. Juni weilte Schukow längst wieder in Moskau.²¹² Unter den Augen der Weltöffentlichkeit eröffnete Schukow am 24. Juni 1945 10 Uhr Moskauer Zeit die größte russische Militärparade, er ritt in Paradeuniform auf einem Schimmel über den Roten Platz – Stalin war zuvor bei Proben vom Pferd gefallen und hatte sich verletzt. Der berühmteste sowjetische Feldherr stand anschließend auf dem Lenin-Mausoleum neben Generalissimus Stalin und Bürgerkriegsveteran Kaval-

lerist Budjonny und nahm die beeindruckende, berechtigte und historische Siegesparade ab. Pieck und Dahlem gehörten zu den Ehrengästen.

Erste Funktionärskonferenz: Die Grundsatzrede

Wie Pieck vor Antifa-Schülern ausgeführt hatte, ging es darum, die KPD als eigenständige Partei zu präsentieren, die keine «Russenpartei» sei und nur die Befehle Moskaus ausführe, sondern eine deutsche Partei von deutschen Patrioten für das deutsche Volk – so die gebetsmühlenartig wiederholten Beteuerungen.²¹³ Die KPD hatte zur ersten Funktionärskonferenz am 25. Juni 1945 in das Berliner Kino «Colosseum» in der Schönhauser Alle im Prenzlauer Berg eingeladen.²¹⁴ Richard Gyptner beschrieb, was sich an diesem heißen Montag atmosphärisch im Berliner Arbeiterbezirk zutrug: «Die Schönhauser Allee und die Zufahrtsstraßen zum Versammlungslokal boten ein mitreißendes Bild. Wie sie ankamen: manche in geschlossenen Kolonnen, mit Musik und wehenden roten Fahnen. Andere einzeln – und immer wieder Szenen der Begrüßung des oft unverhofften Wiedersehens. Die städtischen Verkehrsmittel waren zu jener Zeit noch nicht voll in Ordnung und so kamen aus den weiter abgelegenen Bezirken die Genossen auf Pferdewagen, bekränzt und geschmückt mit den neuen Losungen der Partei. Nicht wenige Genossen, die ihre Gesundheit in faschistischer Haft eingebüßt hatten, oder im Hitlerkrieg zu Krüppeln geworden waren, wurden auf allen möglichen Fahrzeugen, manchmal auch auf den Händen von Genossen zum Versammlungslokal gebracht. Die Schönhauser Allee erschallte von den Hochrufen auf Moskau, auf das Zentralkomitee der KPD, Kampflieder wurden gesungen – es war eine Stimmung wie zu einem großen Fest.»²¹⁵ Wolfgang Leonhard erzählte noch Jahrzehnte später, viele seien emotional aufgewühlt gewesen, manche hätten geweint – völlig untypisch, so Leonhard, für Kommunisten.²¹⁶ Es war generell ungewöhnlich für Männer, öffentlich zu weinen. Nur einer blieb ungerührt, so Leonhard, Ulbricht natürlich.

An den Wänden im Saal hingen drei Losungen: «Keine Wiederholung der Fehler von 1918», «Für die Freundschaft mit dem Sowjetvolke und allen anderen Ländern» und «Nur die antifaschistische Freiheit sichert die Wiedergeburt unseres Volkes». Über dem Rednerpodium war außerdem auf einem Spruchband zu lesen: «Schafft den Block der antifaschistischen, demokratischen Parteien». Lange vor Beginn um 18 Uhr war der 1300 Menschen fassende Saal überfüllt. Auf der Schönhauser Allee und der angrenzenden Stargarder Straße sowie Gleimstraße standen Kommunisten und Schaulustige. Viele waren erwartungsfroh gekommen, nun den Beginn der kommunistischen Umgestaltung zu erleben. Den KPD-Aufruf verstanden viele immer noch als Täuschungsmanöver.

Auf dem Podium nahmen neben Ulbricht und Ackermann auch Jendretzky, Hoernle und Geschke, der zunächst an die vielen Opfer erinnerte, Platz. Mit einem Stück von Tschaikowsky (Streicherserenade Opus 48) wurde getragen-feierlich eingestimmt.²¹⁷ Vielleicht hatte Ulbricht das Stück ausgesucht. Tschaikowsky zählte zu jenen Komponisten, deren Musik er liebte. Was mag Ulbricht durch den Kopf gegangen sein, als er die acht, neun, zehn Minuten der Musik lauschte? Dachte er mehr an die zurückliegende Zeit, gedachte er der vielen Opfer? Schaute er nach vorn und versuchte Kraft zu sammeln für die schier unlösbaren Aufgaben, die vor ihm und allen, die sich am Aufbau beteiligen wollten, lagen? Fragte er sich, was aus seiner Familie in Deutschland wohl geworden sein mochte? Hatte er Gefühle des Stolzes, nach Deutschland als wichtigster und einflussreichster kommunistischer Funktionär zurückgekommen zu sein, eine Tatsache, die nun diese Veranstaltung auch öffentlich machte? Oder war er wirklich so nüchtern und kalt, wie er immer wieder nachträglich beschrieben wurde, und konzentrierte sich voll und ganz auf die bevorstehende Grundsatzrede?

Er brachte eine maschinenschriftlich vorbereitete Rede mit, an der er handschriftlich bis zuletzt gefeilt hatte. Ulbrichts Rede an diesem Tag gilt als eine seiner wichtigsten überhaupt. Sie ist in den 1950er Jahren immer wieder nachgedruckt worden. Die bereits 1945 publizierte Fassung, die allen späteren Veröffentlichungen zugrunde lag, unterschied sich geringfügig von dem Originalmanuskript. Es ist nicht auszuschließen, dass Ulbricht die in der Druckfassung wenigen weggelassenen Passagen gar nicht vorgetragen hatte.²¹⁸

Zunächst erläuterte er, warum der Untergang des Hitler-Reiches aus seiner Sicht unvermeidlich war. In dieser Einstiegs Passage bekräftigte er, dass nur die «innere Ordnung» der Sowjetunion und die dortige Demokratie es möglich machten, «die europäische Kultur vor dem Faschismus zu retten. Nur unter den Bedingungen der Sowjetdemokratie war eine solche Einheit und Geschlossenheit des Volkes und eine so gewaltige Entfaltung aller Volkskräfte für die Niederschlagung des Faschismus möglich.» Dafür habe «die sozialistische Planwirtschaft» die Grundlagen geboten. Sie legte die Basis, «daß die Sowjetunion politisch, ökonomisch und militärisch der fortschrittlichste Staat ist ...». Sehr frühzeitig kommen zwei Grunderzählungen der deutschen Kommunisten hier zum Tragen, die bis zum Ende der DDR grundlegend bleiben werden: Die Niederwerfung des deutschen Faschismus ist allein der Sowjetunion zu verdanken, und diese konnte das nur bewerkstelligen, weil Führung und Volk verschmolzen seien und die UdSSR das fortschrittlichste Land der Weltgeschichte sei.

Argumentativ hatte Ulbricht nun ein Problem – denn nach dieser Eloge, die sich in der Nachkriegszeit weniger abwegig anhörte, als sie sich heute liest,

musste er den Spagat hinbekommen, zu erklären, warum ein solches Sowjetsystem nicht augenblicklich in Deutschland errichtet würde. Der Grund sei, «daß die deutsche Arbeiterklasse und das schaffende Volk versagt haben». Nun kam eine Aussage, die angesichts der zitierten demoskopischen Umfragen wie ein Eigentor klingt, weil, hätte Ulbricht das ernst gemeint, der Kommunismus auf viele Jahre in Deutschland kein Chance hätte haben können: «Erst wenn unser Volk von tiefer Scham erfaßt ist über die Verbrechen des Hitlerismus, erst wenn es von tiefer Scham erfaßt ist darüber, daß es diese barbarischen Verbrechen zugelassen hat, erst dann wird es die innere Kraft aufbringen, einen neuen, einen demokratischen, einen fortschrittlichen Weg zu gehen, der allein die Zukunft der Nation sichern kann.»²¹⁹

Infolge des deutschen Eroberungskrieges ist Deutschland besetzt worden. Im Manuskript steht: «Zweifellos ist die Besetzung mit allen möglichen Unannehmlichkeiten verknüpft.»²²⁰ Selbst wenn er diesen Satz nicht vortrug – er ist bezeichnend für Ulbrichts Art, mit den für Millionen Menschen traumatischen Folgen dieser Besetzung umzugehen. Nachvollziehbar und weithin Nachkriegskonsens war die von ihm angesprochene Enteignung der Großkonzerne. Er machte sich lustig über sie, wollten sie doch jetzt irgendwelche schönen Gebrauchsgüter statt Panzer herstellen. Vielmehr hätten die überfallenen Völker das Recht, «wenigstens einen Ersatz des Zerstörten aus deutschen Betrieben zu erhalten». So wie er Demontagen, die bald zu heftigen Debatten führen würden, verteidigte, brachte Ulbricht auch großes Verständnis für die Verluste der deutschen Ostgebiete auf. Die Vertreibungen, deren Ausmaß zu diesem Zeitpunkt noch nicht absehbar war, sprach er indirekt an und sagte mit Blick auf die eigene Partei, «unsere erste Pflicht» sei es, «allen Tendenzen und Stimmungen des Hasses gegen das polnische Volk in unseren eigenen Reihen ein Ende zu bereiten». Unter der Oberfläche hatte sich erhebliches Unruhepotential angestaut, gemischt mit dem tradierten Polenhas in der deutschen Gesellschaft, den es lange vor 1933 bereits gab. Ulbricht antizipierte solche Stimmungen, die den neuen Grenzen und den Vertreibungen mit dem «Argument» begegneten, Deutschland hätte für Millionen Menschen keinen Platz. Er entgegnete, dies sei ein Argument Hitlers, Deutschland brauche mehr Raum. Der NS-Staat hatte Deutschlands Fläche durch Eroberungen verzehnfacht, «und im Ergebnis dieses Eroberungsfeldzuges hat Hitler die Gebiete östlich der Oder und Neiße für immer verspielt».²²¹ Das «Potsdamer Abkommen» wurde erst Wochen später am 2. August 1945 verabschiedet. Und selbst in diesem war vertraglich festgehalten, dass die endgültige Entscheidung über die neuen Grenzen erst in einem Friedensvertrag mit Deutschland geregelt werden würden. Zwar hat die DDR bereits am 6. Juli 1950 im «Görlitzer Abkommen» die Oder-Neiße-Grenze als Staatsgrenze zwischen Deutschland (!) und Polen festgelegt, entgegen den

alliierten Vereinbarungen, bereits 1945 die Gebietsabtretungen als endgültig zu bezeichnen konnte Ulbricht sich aber wohl nur erlauben, weil er nicht-öffentlich zugängliche Informationen besaß. Hatte er vielleicht bei seinem Nacht-und-Nebel-Besuch bei Stalin auch diese erhalten?

Sodann ging er dazu über, wie die «antifaschistisch-demokratische Republik» aufzubauen sei. Eine wesentliche Passage ist in der DDR nicht veröffentlicht worden. Darin beschwor Ulbricht die Einheit der Alliierten, die allein die Vernichtung Hitlers ermöglicht habe. Und er gab sich gewiss, dass die Alliierten angesichts «der volksdemokratischen Bewegung in Deutschland selbst auch zu neuen Entschlüssen kommen werden».²²² Der Begriff «volksdemokratisch» suchte im Nachkriegseuropa die kommunistische Umgestaltung zu verschleiern. Für die SBZ/DDR wurde er zunächst nicht benutzt,²²³ weil die Bedingungen andere waren – die einen wurden befreit, Deutschland besiegt. In Moskau war festgelegt worden, diesen Begriff für die SBZ nicht zu verwenden. Ulbricht spielte auf das strategische Ziel des Neuaufbaus an. Die Einheit der Alliierten passte alsbald nicht mehr dazu.

Anschließend erläuterte Ulbricht, warum zunächst eine antifaschistisch-demokratische Ordnung und nicht sofort der Sozialismus aufgebaut werde. Nur auf der neuen Ordnung könne «sich ein fester Block der antifaschistisch-demokratischen Parteien bilden». Die Volksfrontideologie kam zum Tragen. Pragmatisch erklärte er, eine «demokratische Ordnung ermöglicht den antifaschistischen Kräften, sich die notwendigen Erfahrungen in der Verwaltung der Städte, Gemeinden und in der Wirtschaft anzueignen». Decodiert sagte er, die Kommunisten verfügen nicht über genügend eigene Verwaltungskader, um einen Staat funktionstüchtig zu halten. Und eine Einheitspartei sei «angesichts der ideologischen Verwüstung, die bis tief in die Reihen der Arbeiterklasse geht», praktisch nicht möglich. Er zitierte Lenin, um zu verdeutlichen, es gehe um die richtige Taktik, darum, die Sozialdemokraten – wie es die KPD-Führung 1944 im Exil formuliert hatte – zu gewinnen für die kommunistische Sache, ohne dass die es als Überwölbung und ideologische Umerziehung mitbekämen. Deutschland müsse seinen eigenen Weg finden und gehen. Es dürfe jetzt nichts als sozialistisch deklariert werden, was radikale Sozialdemokraten bereits täten, weil damit der Sozialismus diskreditiert würde.

Es folgte ein Absatz, in dem Ulbricht offen die Ziele der KPD formulierte, eine Passage, die die gesamte nachfolgende Politik hin auf dem Weg zur SED prägte, aber in den Erörterungen seither oft übersehen wurde. Denn er erklärte «eine einheitliche Partei neuen Typus» – das war purer Leninismus – zum klaren Ziel aller Bemühungen. Erreicht werde dies, wenn sich die Arbeiter den Marxismus-Leninismus aneigneten, weshalb er es begrüße, dass die SPD zur Klärung ideologischer Fragen mit der KPD bereit sei. Wenn Gniffke schrieb,

es sei schwer zu unterscheiden zwischen dem, was Ulbricht sagte, und dem, was er meinte, so war gerade diese Redepassage ein Beispiel dafür, dass in der Tat eine Decodierung ohne minimale leninistische Grundkenntnisse praktisch unmöglich war. Schließlich sprach Ulbricht den für viele Anwesende wohl irritierenden Satz, «die Schaffung einer einheitlichen Partei» sei «nicht nur die Frage der Arbeiter», sondern es müssten auch «Vertreter der fortschrittlichen Intelligenz und der antifaschistischen Bauern» für sie gewonnen werden. Er kündigte nicht nur an, das Prinzip der Volksfrontideologie in die neue Partei zu überführen, was auf der Grundlage des Blockprinzips erfolge. Ausdrücklich bezog er sich auf das Jahr 1935, ohne es auszuführen.²²⁴ War der Block nur als eine vorübergehende Einrichtung gedacht, ehe eine einzige Einheitspartei deren Funktion übernehme? Die neue Partei sollte von vornherein keine Arbeiterpartei mehr sein. Nicht nur die Volksfrontidee, auch die als dringend erachtete Massenrekrutierung neuer Mitglieder für die geplante Partei hatten zu diesen taktischen und strategischen Überlegungen geführt. Von der «Avantgarde» war keine Rede. Das enorme Wachstum, das die Mitgliederzahlen bald charakterisierte, zeugte davon, ein singulärer Vorgang in der deutschen Parteigeschichte, der im Verbund mit anderen Eigenschaften die Frage nahelegt, ob die SED überhaupt eine Partei im klassischen Sinne war, ja, ob sie überhaupt eine Partei sein wollte. Tatsächlich war das Ansinnen ja nicht, eine Gemeinschaft zu bilden, sondern die Gesellschaft abzubilden mit der Hoffnung, dereinst aus der Gesellschaft eine Gemeinschaft mit allen Mitteln geschmiedet zu haben.

Ulbricht deklarierte die KPD als Partei des Aufbaus und des Friedens. Frieden und Antifaschismus waren im Hoheitsgebiet der KPD/SED nur in der kommunistischen Interpretation zu haben – jeder Widerspruch stempelte einen zum Kriegsfreund und Faschisten ab. Die von Milovan Djilas gemachte Feststellung, ein Anhänger des historischen-dialektischen Materialismus könne unmöglich einen anderen Standpunkt einnehmen,²²⁵ fand in diesen wenig dialektischen Verrenkungen seine praktische Entsprechung. Czesław Miłosz brachte es auf die Formel: «Der dialektische Materialismus in der russischen Bearbeitung ist nichts anderes als popularisiertes Wissen im Quadrat.»²²⁶ Von diesem Punkt war es ein fast folgerichtiger Schritt Ulbrichts zu folgender Aussage: «Unsere Partei ist die Partei des Volkes, denn sie ist die einzige Partei, die von einer fortschrittlichen wissenschaftlichen Theorie geleitet ist.» Die Theorie war der Marxismus-Leninismus, wie Ulbricht nicht vergaß hinzuzufügen. Er plädierte dafür, die Einlassstore zur Partei weit zu öffnen, und bezeichnete es als «ernste Fehler», nur überzeugte Kommunisten aufnehmen zu wollen. Alle müssten sich darauf einstellen, dass die neue Partei von Mitgliedern geprägt werde, «die vor 1933 nicht der KPD angehörten». Die Aufgabe bestehe darin, «den

alten und neuen Mitgliedern zu helfen und sie so zu schulen, daß sie gute Kommunisten werden». ²²⁷

Die weitgehende Öffnung der Partei hat sie bis zu ihrem Ende als Staatspartei beschäftigt. Rudolf Bahro schrieb Mitte der siebziger Jahre dazu: «Naive wundern sich oft, daß sich die Partei durch die Aufnahmen so vieler ‹Unwürdiger› schwächt; in Wirklichkeit wächst die Macht der Bürokratie mit der Zahl der unterworfenen und verwalteten Seelen.» Und er fügte hinzu, die Partei benötigte den Staat als Werkzeug, weshalb es zu einer ‹Staatsvergottung› kam. Der Staat entzog sich jeder Kontrolle, was den Parteiapparat als übergeordnete Bürokratie herrschaftslogisch notwendig machte. «Es gab noch nie eine Herrschaft, deren maßgebliche Repräsentanten sich ausgerechnet ‹Büromitglieder› und ‹Sekretäre› nannten.» ²²⁸ Es bedurfte keiner politischen oder ideologischen Führungspersönlichkeiten, keiner Theoretiker, es ging um die Verwaltung und den Ausbau der Macht, was in dieser Konstruktion nur administrativ und repressiv zu erreichen war.

Abschließend benannte Walter Ulbricht vier Hauptaufgaben: Die Landwirtschaft müsse mit allen Kräften unterstützt werden, um die Versorgung der Gesellschaft abzusichern, und «die Enteignung der Großgrundbesitzer» habe ohne Verzögerung zu erfolgen. Die Betriebe, die nicht zur Rüstungsindustrie zählten, müssten sofort wieder produzieren. Er mahnte an, dafür Pläne zu erarbeiten. Politisch komme es darauf an, freie Gewerkschaften und Jugendausschüsse zu bilden, beide dem Einheitsgedanken verpflichtet. Zur Überraschung der meisten Anwesenden fügte er hinzu: «Wir verzichten auf die Schaffung eines kommunistischen Jugendverbandes, denn wir wollen, daß eine einheitliche, freie Jugendbewegung entsteht.» ²²⁹ Gewerkschaften wie Jugendbewegung bildeten – neben dem Block – die wichtigsten Grundpfeiler, um die künftige Einheitspartei gesellschaftlich zu flankieren. Schließlich ging Ulbricht länger auf die Notwendigkeit ein, die Verwaltungen zu durchdringen, eine Aufgabe, die in ganz Deutschland höchste Priorität genieße. Hier war er zudem als Organisator in mehrfacher Hinsicht in seinem Element: «die Kontrolle der Durchführung der Beschlüsse» ²³⁰ mit dem richtigen Personal war seit den frühen 1920er Jahren seine Machtbasis, niemand beherrschte das so nahezu perfekt wie er.

Ulbrichts Rede wurde immer wieder von stürmischem Beifall unterbrochen. Es gab zahlreiche Zwischenrufe, Rufe des Erstaunens. ²³¹ Leonhard schrieb später als Teilnehmer der denkwürdigen Veranstaltung: «Als Ulbricht seine Rede beendet hatte und die ‹Internationale› gesungen wurde, hoben viele ihre Faust zum alten Rot-Front-Gruß ... Ulbricht, die Mitglieder des Präsidiums und diejenigen im Saal, die schon mit der ‹neuen Linie› vertraut waren, taten es nicht. Darauf ließen auch viele andere wieder ihre Faust sinken.» ²³² Die SPD hatte

Beobachter ins «Colosseum» entsandt und ließ sich berichten, so Gniffke zwanzig Jahre später, «daß die Emigranten die Partei inzwischen fest in der Hand hatten. Es gab keine nennenswerte Diskussion, und von den anfänglichen Differenzen (in der Partei im Mai/Juni) war nichts mehr zu spüren.»²³³ Es rumorte allerdings in der KPD, vielen Altmitgliedern war das Programm nicht revolutionär genug. Die Leipziger Parteileitung gab deshalb am gleichen Tage eine Handreichung für die Funktionäre heraus. Ganz auf Ulbricht-Kurs hieß es darin, für eine Sowjetisierung bestünden keine Voraussetzungen. Es könne nicht einfach dort weitergemacht werden, wo man 1932/33 aufgehört habe. Für das große Umerziehungsprogramm der Deutschen müssten alle gewonnen werden. Es gelte eine neue Sprache zu erlernen. «Es wird die Kunst sein, die wir erlernen müssen, eine Klassenpolitik zu machen, ohne dass wir dauernd von der Klasse sprechen. (...) Es wird eine weitere Kunst sein, die wir erlernen müssen, Politik zu machen, ohne dass wir uns immer als Partei zu erkennen geben.» Die KPD sei die natürlich berufene neue Führerin.²³⁴

Die Verwaltung als Kern des staatlichen Neuaufbaus

Die Verwaltung in der SBZ und Berlin wurde von «ganz unten herauf vollkommen neu aufgebaut».²³⁵ Es ging nicht nur darum, das Personal zu überprüfen und in den Spitzenämtern zu ersetzen. Es kam auch zu vielen strukturellen Neuerungen. So wurde, begünstigt durch die Zahlungsunfähigkeit der bisherigen Sozialversicherung, eine neue einheitliche in Berlin aufgebaut, die 156 bestehende ersetzen sollte.²³⁶ Jedes einzelne Themengebiet verlangte nicht nur nach fachlicher Expertise und politischer Erfahrung, sondern auch nach dem nötigen Geschick, neue Strukturen, die ideologischen Ansprüche aus der Arbeiterbewegung im Sozialwesen und traditionelle Entwicklungen sinnvoll zu vereinen.²³⁷ Die KPD stand fachlich nicht selten im Schatten der SPD, so etwa ausgerechnet auch bei einem zentralen Thema wie der künftigen Sozialversicherungspolitik, wozu die KPD kaum etwas beizutragen hatte.²³⁸

Die sowjetische Besatzungsmacht setzte Landesverwaltungen ein. Die personelle Besetzung erfolgte in Absprache mit der KPD-Führung durch die SMAD. Gegen gesamtdeutsche Zentralverwaltungen bestanden bei den Franzosen starke Vorbehalte, die anderen Alliierten zeigten daran auch kein echtes Interesse.²³⁹ Die Sowjets, die in der Bildung von Zentralverwaltungen wie die anderen Alliierten eine Vorstufe zu einer deutschen Zentralregierung sahen, gaben intern zu bedenken, dass sie auch am Jahresende 1945 noch nicht ausreichend «über die erforderlichen Kader» verfügten.²⁴⁰ An einer deutschen Zentralregierung zeigten sie ohnehin wenig Interesse. In der sowjetischen Zone wurden

mit Befehl vom 27. Juli 1945 zunächst elf Zentralverwaltungen eingesetzt. Später kamen weitere hinzu bzw. sind sie zusammengefasst worden.²⁴¹ Die Bezeichnung, obwohl nur auf die SBZ beschränkt, sollte Ansprüche anzeigen und Verwirrung stiften. Ihr Sitz in Ost-Berlin war mit dem Ansinnen verbunden, auch die geeigneten «Kader» dorthin zu holen.²⁴² Auch das war ein früher Schritt, um Ost-Berlin zum Zentrum der SBZ zu küren.

Ulbricht spielte in diesen Prozessen eine maßgebliche Rolle. Als er den Sozialdemokraten und äußerst erfahrenen Verwaltungsjuristen Carl Steinhoff im Juni 1945 zu sich bat, um ihm mitzuteilen, dass er Präsident der Provinzialverwaltung der Mark Brandenburg werden solle, erinnerte sich dieser später daran, «daß Walter Ulbricht nicht so aussah, als habe er in den letzten Wochen viel Schlaf gefunden».²⁴³ Sein Arbeitspensum war enorm. Kaum eine wichtige Entscheidung in der SBZ erfolgte ohne sein Zutun. Robert Siewert, KPD-Mitbegründer, ab 1929 KPD (O) und im KZ Buchenwald wieder zur Mutterpartei zurückgekehrt, schilderte knapp, wie die Berufung auf Spitzenämter erfolgte: «Dann fuhren wir, Dr. Hübener und ich, in Begleitung von General Kotikow nach Karlshorst, um dort General Schukow vorgestellt zu werden. In Karlshorst wurden wir vom Genossen Ulbricht empfangen. Nach einer kurzen Aussprache, in der noch einmal kurz die Grundlagen für die Arbeit bei der Provinzialverwaltung durchgesprochen wurden, erfolgte die Vorstellung beim Vertreter der SMAD. Als Präsident und 1. Vizepräsident wurden im Einvernehmen mit dem Genossen Walter Ulbricht Dr. Hübener und Robert Siewert bestätigt.»²⁴⁴

Hermann Brill, Andreas Hermes u. a.

Ulbricht war nicht nur bei Inthronisierungen maßgeblicher Berater der Russen, ebenso spielte er bei Absetzungen eine wichtige Rolle. Als Erstes traf es seinen alten Gegenspieler aus frühen Thüringer Zeiten, den aus dem KZ Buchenwald entlassenen Hermann Brill. Der Sozialdemokrat hatte das berühmte Buchenwalder Manifest demokratischer Sozialisten verfasst.²⁴⁵ Die US Army beauftragte ihn am 7. Mai 1945, die erste Nachkriegsregierung Thüringens zu führen.²⁴⁶ Nach deren Abzug Anfang Juni stieß Brills radikale und weitgehend kompromisslose Abrechnung mit den Nationalsozialisten ebenso auf Widerspruch der sowjetischen Besatzungsmacht wie sein Vorhaben, die Wirtschaft zu sozialisieren.²⁴⁷ Unmittelbar nach der Übernahme Thüringens und Sachsens durch die sowjetische Besatzungsmacht meldete Geheimdienstchef Serow nach Moskau an seinen Vorgesetzten Berija: «Nach Aussage des Gen. Ulbricht kann die Regierung Thüringens vorläufig in der gegenwärtigen Zusammensetzung

weiterbestehen, bis wir die uns passenden Leute ausgewählt haben.» Ulbricht habe zugesichert, «den Mitgliedern der Kommunistischen Partei ... die richtige Orientierung zu geben.»²⁴⁸ Brills Position wurde sehr schnell unhaltbar, als er am 8. Juli den «Bund demokratischer Sozialisten» gründete und damit sein «Buchenwald-Versprechen» wahr machte. Dieser «Weimarer Weg», der eine rasche Einheit der Arbeiterbewegung anstrebte,²⁴⁹ stand den taktischen Überlegungen Ulbrichts entschieden entgegen. Brill wurde bereits am 15. Juli 1945 abgesetzt. Zum Nachfolger ernannten die Russen mit Rudolf Paul – wie in Sachsen-Anhalt – einen Vertreter der früheren DDP. Er trat 1946 der SED bei, flüchtete jedoch Anfang September 1947 in den Westen.²⁵⁰ Sein Stellvertreter wurde Ernst Busse (KPD), den Brill aus Buchenwald kannte. Der «Lagerälteste» war dort einer der einflussreichsten «roten Kapos» und Mitglied des illegalen Lagerkomitees gewesen. Wie andere KZ-Insassen machte er zunächst Karriere (als Innenminister), blieb aber den «Moskauern» um Ulbricht immer verdächtig – Ulbricht ließ seinen Mitarbeiter für Spezialaufgaben, Erich Mielke, gegen Busse ermitteln.²⁵¹ Busse war das prominenteste Opfer im komplizierten innerparteilichen Kampf gegen die «KZler» – am 18. April 1950 ist er in Karlsborst ahnungslos bei einem Gespräch verhaftet, am 27. Februar 1951 vom Militärtribunal zu einer lebenslänglichen Lagerstrafe verurteilt worden und am 29. August 1952 in Workuta ums Leben gekommen.²⁵²

Während Ulbricht mit Brill jemanden aus dem Weg räumte, der schon über zwanzig Jahre zuvor einen Gegenpart gebildet hatte, traf es mit Andreas Hermes, Mitbegründer der CDU, einen Mann, den Ulbricht selbst nur Wochen zuvor um Mitarbeit gebeten hatte. Hermes hatte schnell erkannt, dass Ulbricht «die Schlüsselfigur» für alles und jedes sei. Bereits Ende Juni 1945, wenige Tage nach der CDU-Gründung, musste Hermes zu Schukow, wo auch Ulbricht sowie Oberbürgermeister Werner und dessen erster Stellvertreter Maron auf ihn warteten, Lotte Kühn übersetzte. Er empfand es als ein «Scherbengericht» und musste sich für seine Tätigkeit als Leiter des Ernährungsamtes rechtfertigen. Hermes stellte sein Amt zur Verfügung, was Schukow ablehnte.²⁵³ Die Atmosphäre wurde für ihn immer unerträglich. Ulbricht, Maron und Winzer hatten «Material» gegen Hermes zusammengestellt und offenbar suggeriert, er würde gegen die sowjetischen Interessen gerichtete Ambitionen vertreten. Hermes trat nach diesem Kesseltreiben, initiiert von Ulbricht, am 27. Juli zurück.²⁵⁴ Eine Intrige war es nicht, wie behauptet wurde,²⁵⁵ sondern ein politischer Machtkampf zweier ungleicher Kontrahenten, den nur jener gewinnen konnte, hinter dem die sowjetische Besatzungsmacht stand. Hermes blieb noch bis zum 19. Dezember 1945 CDU-Vorsitzender. An ein Stillhalteabkommen, zu dem sich Pieck und Ulbricht gegenüber Hermes verpflichtet hatten,²⁵⁶ hielt sich die KPD nicht. Hermes verweigerte den kommunistischen Vorstellungen für die

Bodenreform seine Zustimmung. Als die Sowjets ihm in Aussicht stellten, seinen in Kriegsgefangenschaft befindlichen Sohn Peter freizulassen, sollte er zustimmen, fiel er nicht um. Schließlich zwang ihn wie auch seinen Mitvorsitzenden Walther Schreiber Tjulpanow am 19. Dezember 1945 zum Rücktritt. Auch hier ging das Kesseltreiben maßgeblich von Ulbricht aus. Hermes floh mit seiner Frau in den Westen.²⁵⁷

Justiz im Aufbau

Der Neuaufbau staatlicher Strukturen in der SBZ wurde dadurch begünstigt, dass durch die Niederlage der gesamte Staatsapparat zerschlagen und «jedes Anstellungs- und Beamtenrecht» erloschen war. NSDAP-Mitglieder wurden zum 1. Oktober 1945 aus dem öffentlichen Dienst entlassen. Das betraf vier Fünftel aller Richter in der SBZ.²⁵⁸ Das Berufsbeamtentum wurde in der SBZ/DDR nicht wieder eingeführt. Allerdings hatten die dortigen Staatsangestellten einen ähnlichen Status. Eine Sonderstellung besaßen hauptamtliche Mitarbeiter und Funktionäre im SED-Parteiparat oder auch im Ministerium für Staatssicherheit – sie hatten oft nicht einmal einen Arbeitsvertrag, zugleich wussten wiederum andere Mitarbeiter (etwa von Verlagen und Druckereien) gar nicht, dass sie arbeitsrechtlich SED-Mitarbeiter waren, was sich für manche erst nach 1990, als es um Rentenzahlungen ging, herausstellte.

Mitte Juli 1945 betonte Ulbricht vor Landräten und Oberbürgermeistern der Mark Brandenburg, dass bei der Überprüfung der künftigen Staatsangestellten nicht formal vorgegangen werden dürfe. Manche, die nicht in der NSDAP waren, seien schlimmer als Parteigenossen gewesen. Angebliche «Unpolitische», sekundierte Bernhard Bechler, Vizepräsident der Provinzialverwaltung Mark Brandenburg, versteckten sich lediglich hinter diesem Etikett: «Unpolitische gibt es nicht. Wir sind nicht unpolitisch, sondern Antifaschisten und haben als solche zu arbeiten: Das hat Herr Walter Ulbricht schon richtig zum Ausdruck gebracht.» Ebenfalls betonte Bechler, «daß die Vertreter des deutschen Volkes auch im Privatleben einwandfrei und sauber sind. Es wäre z. B. falsch, wenn ein Landrat, nur weil er ein Landrat ist, auch unbedingt die beste Villa haben muß.» Ulbricht betonte, Verwaltungen, Parteien und Gewerkschaften müssten eng zusammenarbeiten.²⁵⁹

Kein staatlicher oder gesellschaftlicher Sektor sollte nicht umgebaut und reformiert werden. Er drängte immer wieder darauf, dass das nur gelingen könnte, wenn politisch-ideologisch geschulte Personen mit solchen «früheren Beamten, die keine Hitleristen waren», zusammenarbeiten.²⁶⁰ Neben der Boden- und Wirtschaftsreform – auf diesen zentralen Reformvorhaben basierte vieles andere –

kamen der Polizei, dem Schulwesen, den Universitäten und der Justiz eine besondere Bedeutung zu.²⁶¹ Die Polizei stand unter besonderer Kuratel der Besatzungsmacht, weil Deutschen das Tragen jeglicher Waffen zunächst verboten war, was der Autorität der Polizei nicht eben zugutekam. Die Justiz ist in jedem politischen System eine tragende Säule und zugleich charakteristischer Ausdruck desselben. Die Kommunisten waren angetreten, die «Klassenjustiz», wie sie sie nannten, abzuschaffen. Zu verdenken war es ihnen nicht, hatte sich doch die Justiz in der Weimarer Republik ihnen gegenüber als weitaus unnachgiebiger gezeigt als Rechtsradikalen und Nationalsozialisten gegenüber. Dem Nationalsozialismus unterwarf sie sich weitgehend, ihre juristischen Köpfe legitimierten die Diktatur und ihr Unrecht auch theoretisch.²⁶² Und nicht zuletzt wurden in der Justiz als einem der ersten staatlichen Bereiche jüdische Personen «entfernt».²⁶³ Wie in anderen Sektoren standen die Kommunisten vor dem Dilemma, auch diesen Sektor praktisch ohne Personal aus ihren eigenen Reihen umbauen zu müssen. Sie konnten sich nur auf wenige ausgebildete Juristen wie Rolf Helm, Friedrich Karl Kaul, Karl Polak, Götz Berger, Bruno Haid, Walter Ziegler oder Hilde Benjamin stützen. Ziegler war ein Spezialfall, weil er, obwohl bis 1933 KPD-Mitglied, nach 1933 Mitglied nationalsozialistischer Organisationen wie dem Richterbund oder dem NS-Rechtswahrerbund war. Damit nicht genug, trat er 1945 auch nicht der KPD, sondern der SPD bei. Karriere machte er als einer der bekanntesten Richter in politischen Strafprozessen dennoch. Noch berühmter als er war Hilde Benjamin, das Gesicht der SED-Rechtspolitik, von den einen als Vorkämpferin für Frauenrechte bewundert, von anderen als «rote Hilde» aufgrund ihrer an Freisler und Wyschinski erinnernden Unbarmherzigkeit und rohen Sprache gehasst.²⁶⁴ Sie wurde am 12. Mai 1945 von der sowjetischen Besatzungsmacht beauftragt, das Gerichtswesen in Steglitz aufzubauen.²⁶⁵ Staatsanwälte wurden zunächst von den Russen ernannt. Ulbricht schlug bereits im Oktober 1945 vor, dass das Berufungsrecht auf die deutsche Selbstverwaltung übertragen würde. Das wurde ebenso abgelehnt wie seine Idee, ein «Volksgericht» einzusetzen. Allerdings hatte das vor allem praktische Gründe, weil das passende Personal fehlte.²⁶⁶ Bei den Anwälten hingegen gab es zunächst eine erstaunliche Kontinuität, die personell bis Anfang der 1950er Jahre aufgeweicht wurde, ohne dass der freie Berufsstand völlig erneuert werden konnte.²⁶⁷

Die Rekrutierung von Experten erfolgte über mehrere Wege: Aus der Sicht der Partei geeignete Personen konnten ohne jede Ausbildung eingesetzt werden. Das geschah an Universitäten in gesellschaftswissenschaftlichen Fachbereichen, in staatlichen Verwaltungen sowie in Parteinstitutionen. Sodann wurden «bürgerliche Experten» herangezogen, um Leitungspositionen zu besetzen und um Nachwuchskräfte auszubilden. Die Ausbildung erfolgte an den traditio-

nellen Universitäten, Hoch- und Fachschulen, zunehmend an neu gegründeten Ausbildungseinrichtungen sowie in völlig neuen Institutionen.²⁶⁸ Im Bereich des Justizwesens sind ab 1946 Volksrichterlehrgänge eingerichtet worden. Sie dauerten zunächst sechs Monate und wurden dann auf zwei Jahre verlängert. Einer der bekanntesten von mehreren hundert «Volksrichtern»²⁶⁹ war Josef Streit, ab 1962 DDR-Generalstaatsanwalt. Es gab in allen Ländern eine Richterschule, die dann in einer zentralen Einrichtung gebündelt wurden, ehe ab 1953 diese Aufgabe, vor allem die Weiterbildung, an der zentralen Verwaltungsakademie in Babelsberg fortgeführt wurde.

Ulbricht hatte frühzeitig auf ein Problem hingewiesen, das nicht nur das Justizwesen anfangs belastete. Die Rekrutierung ideologisch geschulter Kader bot keine Gewähr, dass diese auch fachlich ausreichend versiert seien. Daher sprach sich Ulbricht dafür aus, dass auch weiterhin der Schwerpunkt bei der Ausbildung in den Hochschulen und Universitäten liegen müsse, auch für künftige Juristen.²⁷⁰ Er war außerdem dagegen, künftige Richter in der Ausbildung bereits von Anfang an entweder auf Zivil- oder auf Strafrecht zu spezialisieren.²⁷¹ Als besonderes Problem kam hinzu, «daß ein großer Teil der von uns gestellten Schüler ... den geistigen sowie charakterlichen Anforderungen nicht genügte» und deshalb aus den Lehrgängen ausscheiden musste und keinen Abschluss erlangte.²⁷² Der Umbau der Hochschullandschaft erwies sich als kompliziert und langwierig und erfolgte gegen größeren Beharrungswillen der Institutionen. Die Installierung völlig neuer Struktureinheiten und Fakultäten beförderte zwar die Umgestaltung, nahm aber erhebliche Zeit in Anspruch, die nicht vorhanden war, weil technokratische Eliten sofort gebraucht wurden. Da die neuen Eliten sich nicht mehr aus den alten, sondern aus neuen sozialen Schichten heraus rekrutieren sollten, war es nötig, die soziale Zusammensetzung der Studierendenschaft grundsätzlich zu verändern. Das gelang zwar recht schnell, aber die Klage, dass die Fluktuation bei den Studierenden zu hoch sei, betraf alle Fächergruppen mit einem hohen Anteil von Arbeiter-und-Bauern-Studierenden gleichermaßen.²⁷³ Ulbricht setzte darauf, dass der ideologische Umbau der Universitäten die professionelle akademische Ausbildung nicht verdrängen, sondern nur ergänzen bzw. überwölben solle. War das in den naturwissenschaftlichen und ingenieurtechnischen Fächern ohnehin anders nicht zu machen, so konnte die Partei auf eine weitere Akademisierung der Juristenausbildung ab Anfang der 1950er Jahre setzen – also nachdem sie die Juristischen Fakultäten weitgehend unter Kontrolle gebracht hatte. Das dauerte von Fach zu Fach verschieden lange, das schnelle Tempo bei den Rechtswissenschaften zeigt deren besonders bedeutsame Rolle in der proletarischen Diktatur an. Zu den ersten Absolventen der Nachkriegsausbildung an den Universitäten gehörten 1949 die beiden (unterschiedlichen) späteren Anwalt-Stars Friedrich

Wolff (Jena/Leipzig) und Wolfgang Vogel (Berlin). Dass sich auch die Rekrutierung neuer Juristen nicht reibungslos vollzog, deuten Zahlen an, wonach zwischen 1954 und 1961 199 Richter und Staatsanwälte sowie 704 Rechtsanwälte die DDR gen Westen verließen.²⁷⁴

Aber nicht einmal im Justizwesen kam der Neuanfang ohne alte Kräfte aus. Der Kampf um, mit und gegen die «Bürgerlichen» prägte im Hochschul- und Wissenschaftsbereich die gesamte Ulbricht-Ära.²⁷⁵ Im Justizbereich waren nur ganz wenige Personen mit einer nationalsozialistischen Vergangenheit untergekommen. Dazu gehört etwa Herbert Kröger, juristische Promotion 1935, 1937 NSDAP, 1938 SS und als Oberscharführer beim Sicherheitsdienst des Reichsführers SS tätig. 1943 geriet er in sowjetische Gefangenschaft, durchlief Antifa-Schulen, arbeitete dort als Lehrer, war engagiert im NKFD und zeitweise Mitarbeiter von Zaisser. Er war das Musterexemplar des umerzogenen Nazis, so wie ihn Ulbricht sich vorgestellt hatte. In der SBZ/DDR machte das SED-Mitglied rasante Karriere und wurde Professor an der Deutschen Verwaltungsakademie, ein Lieblingsprojekt von Ulbricht, das nach der Fusionierung mehrerer Einrichtungen als «Deutsche Akademie für Staat und Recht» seinen Namen trug. Kröger war dort von 1955 bis 1963 Rektor. Auch Kurt Schumann, Präsident des Obersten Gerichts 1949–1960, war seit 1937 NSDAP-Mitglied gewesen und in der Gefangenschaft zum Antifaschisten umerzogen worden. Das berühmteste Beispiel in dieser Reihe ist Ernst Melsheimer. Er war bis 1933 Sozialdemokrat, wechselte dann die Seiten, blieb bis 1945 Kammergerichtsrat in Berlin, war Mitglied einiger NS-Organisationen, aber nicht der NSDAP, und erhielt die Treuemedaille des Führers 2. Klasse. Er hatte Glück, dass er diese Treue seinen Vorgesetzten gegenüber bis 1945 nie wirklich unter Beweis stellen musste – er schlüpfte durch, wenn man so will.²⁷⁶ Melsheimer war es, der 1948, erfahrungsgesättigt, sagte: «Man sollte beherzigen, daß es ein alter revolutionärer und demokratischer Grundsatz ist, daß man einen Staat dann umwandelt, wenn man zwei Dinge in der Hand hat: die Polizei und die Justiz. Die Polizei hat man in der Hand, die Justiz noch nicht. Daß wir sie in die Hand bekommen, sollte unser Ziel sein.»²⁷⁷ Melsheimer wurde noch Mitte Mai 1945 als Oberstaatsanwalt eingesetzt, arbeitete ab September 1945 in der Zentralverwaltung der Justiz, wo er wenige Monate später zum Vizepräsidenten aufstieg, und war von 1949 bis zu seinem Tod DDR-Generalstaatsanwalt. Niemand hat mehr Todesurteile und lebenslängliche Haftstrafen in der DDR verhängt als er. Melsheimer war ein Protegé von Ulbricht, dieser hatte ihn in die Ämter gehievt und bei der Besatzungsmacht durchgesetzt.²⁷⁸ Aber: In der DDR gab es nicht einmal ansatzweise eine solche Kontinuität von «Nazi-Richtern» wie in der Bundesrepublik.²⁷⁹

Die Gesellschaft war in West wie Ost, wenn auch auf unterschiedliche Art und in deutlich unterschiedlicher Intensität, auf die Mitarbeit belasteter

Eliten angewiesen.²⁸⁰ Die Professionalisierung in neuen Ausbildungseinrichtungen mit Hochschulcharakter dauerte weitaus länger als geplant. Nicht zu allen war die Hochschulreife als Zugangsbedingung nötig, zumal es flankierend mit den Vorstudienanstalten und Arbeiter-und-Bauern-Fakultäten neue Zugangswege zu den Hochschulen gab. Aber das Grundproblem blieb: Sollte die soziale (und ideologische) Zusammensetzung der Funktionseliten verändert werden, mussten die Rekrutierungsbedingungen für ein Studium grundlegend umgestaltet werden,²⁸¹ was nur gelingen konnte, wenn das Schulsystem, die Lehrinhalte und die Zusammensetzung der Lehrerkollegien reformiert würden.

Die neuen Schulen

Die Schulreform war ein Anliegen, das Kommunisten und Sozialdemokraten einte. Die Wiedereröffnung der Schulen erfolgte regional verschieden im Spätsommer oder Frühherbst. Viele Gebäude waren zerstört, und die Schulkinder befanden sich mehrheitlich in einem psychisch und physisch beklagenswerten Zustand. Die Schuleröffnung sollte ihnen eine feste Tagesstruktur zurückgeben und sie auf das vorbereiten, was sie alsbald umzusetzen hatten: den Neuaufbau fortzuführen und die dringend benötigten neuen Fachkräfte für alle Bereiche des Lebens zur Verfügung zu stellen. Auch die Unterrichtsmaterialien mussten grundlegend erneuert werden. Einige Fächer wie etwa Geschichte sind zunächst gar nicht unterrichtet worden, weil sowohl neue Lehrbücher (die aus dem Russischen übersetzten standen 1945 noch nicht zur Verfügung, kamen ab 1946/47 dazu, so wie Ulbricht es 1944 vorgeschlagen hatte) fehlten als auch viele Lehrerinnen aufgrund ihrer nationalsozialistischen Belastung ausgesondert wurden. Dass dies nicht so einfach war, erkannte die Besatzungsmacht schnell und ließ in Kleinstädten und Dörfern die alten Lehrkräfte trotz einer gewissen Belastung weiter im Dienst.²⁸² Am 18. Oktober 1945 verabschiedeten SPD und KPD einen gemeinsamen Aufruf zur Schulreform. Sie forderten eine Säuberung des gesamten Lehr- und Verwaltungspersonals und die Einsetzung von Antifaschisten, die Brechung aller Bildungsprivilegien, die klare Trennung von Kirche und Schule, die Abschaffung sämtlicher Privatschulen, die forcierte Ausbildung eines neuen Lehrer- und Erziehertyps, basierend auf einer neuen Form der Lehrerausbildung, die Umstellung aller Lehrinhalte und die Erarbeitung neuer Lehrmaterialien sowie damit korrespondierend eine ähnliche Reform des Hochschul- und Universitätswesens.²⁸³ Das wichtigste Mittel zur Erneuerung waren zunächst Neulehrer-Kurse, in denen in wenigen Monaten oft bei aktiver Unterrichtspraxis junge Arbeiterinnen und Abiturienten zu Lehrkräften ausgebildet wurden. Bereits im November 1945 hatte die KPD versucht,

6000 junge Leute aus ihren Reihen für die ersten Ausbildungskurse zu gewinnen. Das erwies sich als kompliziert, die Bereitschaft war nicht im erforderlichen Maße gegeben. In Thüringen verfügten zwei Drittel der Neulehrer im Februar 1946 über kein Abitur, sondern nur über einen Achtklassenabschluss.²⁸⁴ Mit dem «Gesetz zur Demokratisierung der Schule» vom 22. Mai 1946 folgte eines der wichtigsten in der Nachkriegszeit überhaupt.²⁸⁵ Es begründete die Einheitsschule, legte den Grundstein für die spätere Polytechnische Oberschule ab 1959 und erwies sich als besonders identitäts- und persönlichkeitsprägend für viele Schülergenerationen in der DDR (und noch lange über sie hinaus). Im übertragenen Sinne galt, was Wilhelm Liebknecht 1872 formuliert hatte: Die Schule diene der Befreiung wie der Knechtung, der Persönlichkeitsausprägung wie der Persönlichkeitsbrechung, der Kollektivierung wie der individuellen Selbstbehauptung – je nach Standort und Wahrnehmung des Einzelnen. Bis 1949 waren von allen Lehrerinnenstellen etwa zwei Drittel von Neulehrern besetzt. Von diesen gehörten etwa die Hälfte der SED an.²⁸⁶ Russischunterricht gehörte von Beginn an zu den neuen obligatorischen Fächern – sofern bereits Lehrkräfte zur Verfügung standen.²⁸⁷

Arbeitslosigkeit

Am 21. Januar 1946 hielt die KPD eine kommunalpolitische Konferenz in Berlin ab. Viele akute Probleme kamen zur Sprache. Ulbricht hielt das Hauptreferat. Er forderte, dass der Neuaufbau planmäßig erfolge müsse. Es gebe keine Einheitlichkeit, jeder Ort wurschtle nach eigenem Gutdünken. Weder in der Steuer- und Finanzpolitik noch in der Sozialfürsorge gebe es länderübergreifende einheitliche Richtlinien. Das war angesichts der sozialen Notlagen, der zerstörten Infrastruktur, der Hunderttausenden Arbeitslosen, der Kriegsinvaliden und Waisen, der überalterten Gesellschaft, aber auch wegen des Umstandes, dass zum Beispiel in Berlin die Hälfte der zur Verfügung stehenden Bauarbeiter von den Besatzungsbehörden in Beschlag genommen wurden,²⁸⁸ dass kaum Wohnungen instand gesetzt wurden, sondern Schulen und Krankenhäuser oberste Priorität genossen, zugleich nicht nur Bauarbeiter, sondern auch Werkzeuge und Materialien fehlten, durchaus nachzuvollziehen.²⁸⁹ Erstaunt musste Ulbricht zur Kenntnis nehmen, nachdem er die hohen Arbeitslosenzahlen in Thüringen bezweifelt hatte – die waren angesichts der Millionen Verluste an Menschenleben und der Millionen deutschen Kriegsgefangenen bei gleichzeitiger Arbeitsüberfülle tatsächlich überraschend –, dass nicht die Nazis das Problem darstellten und nicht arbeiten wollten, «die arbeiten, aber unsere Genossen, die Antifaschisten, mit denen haben wir die grössten Schwierigkeiten.»²⁹⁰

In Thüringen gab es Ende 1945 etwa 100 000 Arbeitslose bei 942 000 Beschäftigten und 2,9 Millionen Einwohner*innen. Sachsen verzeichnete 185 000 Arbeitslose bei 1,9 Millionen Beschäftigten (Einwohner 5,5 Millionen), Mark Brandenburg etwa 80 000 Arbeitslose bei 2,5 Millionen Einwohnern.²⁹¹ Die Zahlen sind Annäherungswerte, da sich die Erhebungsmethoden mehrfach änderten, die Bevölkerungsanzahl sich durch die Vertriebenen und Abwanderungen ständig änderte und die Arbeitslosenämter längst nicht alle Berufstätigen und Arbeitslosen erfassten. Ende 1946 sollen nur noch knapp 200 000 Menschen in der SBZ als arbeitslos registriert gewesen sein, nachdem es ein Jahr zuvor noch über eine halbe Million war. Bis zum Herbst 1947 halbierte sich die Zahl nochmals, um anschließend wieder deutlich anzusteigen. Offiziell waren 1950 325 000, 1951 243 000 und 1952 107 000 Menschen als arbeitslos registriert. Auch wenn es noch einige Schwankungen gab, tatsächlich war das Problem Arbeitslosigkeit als soziale Massenerscheinung in der DDR «gelöst», auch wenn die Art der Lösung andere Probleme beförderte.²⁹² Die meisten registrierten Arbeitslosen (schwankend 50 bis 70 Prozent) waren Frauen. Das unterschied die SBZ/DDR von den Westzonen (etwa ein Drittel) ganz erheblich – und zwar positiv. Denn immerhin fanden die arbeitswilligen Frauen in der SBZ/DDR in einem weitaus höheren Maße überhaupt Eingang in die Statistik, während in den Westzonen rasch eine Verdrängung und ein Rückzug der Frauen aus dem Erwerbsleben erfolgte mit der gleichzeitigen Tilgung aus solchen Statistiken. Der «Frauenüberschuss» rettete paradoxerweise die tradierte männliche Vormachtstellung.²⁹³

Gleichwohl sollte das nicht darüber hinwegtäuschen, dass die KPD und namentlich Walter Ulbricht zwar «Frauenpolitik» als politische, soziale und nicht zuletzt aus der demographischen Nachkriegszwangslage heraus betrieben, zugleich aber die Kaderpolitik, sprich der Neuaufbau, auf Männer zugeschnitten blieb. Zum Neujahr erklärte Ulbricht, was die KPD anstrebe: die Neugeburt des deutschen Volkes, wie er sich ausdrückte. Und dazu gehöre: «Lernen, in der Verwaltung demokratisch zu arbeiten, das sei der Wahlspruch der neuen Männer.»²⁹⁴

«Demokratie» als Kampfform

In Berlin waren von den etwa 1,5 Millionen Wohnungen, die es vor dem Krieg gab, 1945 nur noch rund die Hälfte bewohnbar. Von diesen 880 000 Wohneinheiten hatten die Besatzungsbehörden für ihre Zwecke 150 000 beschlagnahmt. Dabei gab es eine sektoren- und zonenübergreifende Konkurrenz um die knappen Ressourcen. Ulbricht gab frühzeitig die Parole aus, ohne Gegenleistung

würde in die Westzonen nichts geliefert: «Zement aus Rüdersdorf kommt nur in die sowjetisch besetzte Zone.»²⁹⁵ Im März 1947 lebten über eine Million Menschen in der SBZ in trostlosen Notquartieren (Kellern, Behelfsheimen, Bunkern, Baracken, Zelten usw.).²⁹⁶ Die Zahlen mögen andeuten, dass die kriegs- und nachkriegsbedingten Verhältnisse jedes Wirtschaftssystems, dem zudem die nötigen Facharbeiter in ausreichender Anzahl fehlten, vor schier unlösbare Probleme stellte.²⁹⁷ Wie taktisch Ulbricht dachte, zeigt ein Beispiel, als auf einer Konferenz sinnvollerweise und in der Tradition der Arbeiterbewegung stehend für Genossenschaften im Wohnungswesen plädiert wurde. Ulbricht rief dazwischen: «Warum jetzt der Begriff ‚Genossenschaftler‘? Alle Pferde im Westen werden dadurch scheu.» Gleichwohl scheute Ulbricht nicht vor Konflikten zurück. Auf die Frage, wie Opfer des Faschismus damit umgehen sollten, wenn jetzt Tausende Nationalsozialisten zurückkämen und ihre Wohnungen, die Antifaschisten gegeben wurden, zurückhaben wollen, antwortete Ulbricht, es müsse Öffentlichkeit hergestellt, Kampagnen initiiert, die Massen mobilisiert und Druck auf die Gerichte ausgeübt werden. «Die Bewohner müssen im Wohngebiet bestätigen, dass der Betreffende ein anständiger Mann ist, Antifaschist war und gekämpft hat, während der aktive Nazi das und das gemacht hat. Dann werden sich die Behörden schon daran gewöhnen, dass sie etwas anders entscheiden. Hier muss mehr die Demokratie wirksam werden.»²⁹⁸ Hier werden Ulbrichts instrumentelles Demokratieverständnis und seine Abneigung gegenüber einer nicht durch die neue Macht gelenkten Verwaltungsgerichtsbarkeit sichtbar. Er war der gelehrige Schüler Lenins und Stalins im Sinne des Prinzips, es komme auf die richtigen Kader und deren richtigen Einsatz an.²⁹⁹

Ulbricht behagte die schlechte Stimmung in der Gesellschaft nicht. Er meinte, die «Flüsterpropaganda» sei zu überwinden, wenn die KPD selbst schlechte Zustände kritisieren würde. Was allerdings gar nicht gehe, sei, mit den westlichen Besatzungsbehörden zu sprechen. Kein Kommunist dürfe mit Besatzungsbehörden zusammenarbeiten oder ihnen parteiinterne Dokumente aushändigen: «Das ist absolut verboten. Wir sind eine deutsche Kommunistische Partei und haben mit den Besatzungsbehörden nur das zu tun, wozu wir auf Grund der Potsdamer Beschlüsse verpflichtet sind, nicht mehr ...» So wunderte sich die englische Besatzungsmacht, dass sie nicht ins KPD-Parteihaus komme, ohne kontrolliert zu werden, ohne Ausweise vorzeigen zu müssen. Ulbricht habe den Engländern erklärt, «niemand hat die Macht, um das zu ändern, auch ich nicht!» Freilich betonte er, dass dies alles nur für die westlichen Alliierten gelte: «Im sowjetisch besetzten Gebiet sind die Fragen anders geregelt. Dort haben wir die Möglichkeit normaler Beziehungen, aber in den anderen Gebieten ist das schwierig.» Als jemand kritisch anmerkte, die Berliner Universität sei der Verwaltung für Volksbildung unterstellt, rief Ulbricht: «Das

lass mal lieber; das ist ein Vorteil!»³⁰⁰ Als zweite Universität in der SBZ nach der in Jena nahm am 20. Januar 1946 die Universität in Berlin ihren Lehrbetrieb wieder auf. Fächer wie Geschichte und Philosophie durften vorerst nicht gelehrt werden. In Berlin gestaltete sich die Wiedereröffnung kompliziert, da für die Nachfolgerin der Friedrich-Wilhelms-Universität der Berliner Magistrat und damit die Alliierte Kommandantur zuständig waren. Das stand dem Interesse von KPD und SMAD entgegen. Sie mussten daher die anderen Besatzungsmächte von einer Mitsprache ausschließen. So haben sie zwar öffentlich von einer Wiedereröffnung gesprochen, juristisch die Wiedereröffnung aber als eine Neueröffnung inszeniert. Diese Konstruktion ermöglichte es, die Universität unter die direkte Aufsicht der (sowjetischen) Deutschen Verwaltung für Volksbildung zu stellen und zugleich dem Magistrat die Aufsichtspflicht zu entziehen.³⁰¹ Die Neukonstituierung dieser Universität verlief radikaler als bei anderen, weil alle Anstellungsverhältnisse erloschen und die Universität eine nachgeordnete Behörde darstellte.

Bodenreform

Ulbricht verkündete, dass es bald einen zentralen Plan für die gesamte SBZ geben würde.³⁰² Die wirtschaftspolitischen Vorstellungen der KPD mit staatlichen Eingriffen und planwirtschaftlichen Instrumenten, entsprachen zum Teil auch denen anderer politischer Gruppen.³⁰³ Zentralismus spielte für die KPD auf vielen Ebenen bereits eine Rolle, anders als bei den anderen politischen Richtungen. Schon zu diesem Zeitpunkt galt es, auch wenn offiziell noch kein Zentralismus in solchen Dingen vertreten wurde, alles, auch die Kleingartenvereine etwa, besser im Sinne der Partei zu organisieren.³⁰⁴ Ein Zeichen für den allgemeinen Zentralismus war die zonenweite Einführung einheitlicher Lebensmittelkarten zum 1. November 1945.³⁰⁵

Neben der Justiz- und Schulreform besaß die Bodenreform eine herausragende Bedeutung.³⁰⁶ Nicht nur in der Arbeiterbewegung, sondern weit darüber hinaus herrschte Einigkeit, dass die Großgrundbesitzer, Agrarier und Rittergutsbesitzer (Junker) maßgeblich verantwortlich dafür waren, dass es keine Demokratisierung Deutschlands nach 1871 gegeben hätte, die Weimarer Republik gescheitert und Hitler an die Macht gelangt war. Die jahrzehntelange Rede vom «deutschen Sonderweg» baute nicht zuletzt auf dieser Interpretation auf.³⁰⁷

Der Landwirtschaft kam aus mindestens drei Gründen eine besondere Bedeutung zu. Die SBZ war erstens agrarisch geprägt. Etwa 25 Prozent der Erwerbstätigen arbeiteten in der Landwirtschaft. Hinzu kamen viele nicht erfasste mitarbeitende Familienangehörige sowie Zehntausende Haushalte, die «neben-

bei» Landwirtschaft zur Selbstversorgung und zum Absatz auf lokalen Märkten betrieben. Etwa 40 Prozent der Menschen in der SBZ wohnten in Gemeinden mit bis zu 5000 Einwohner*innen, ebenso viele in Städten mit über 20 000. Die Landwirtschaft war durch den Krieg zwar nicht so stark in Mitleidenschaft gezogen worden wie die Industrie, die etwa 30 Prozent ihrer Bausubstanz verloren hatte, in der Landwirtschaft waren es nur rund zehn Prozent. Allerdings waren nicht nur Ställe, Scheunen oder Anbauflächen betroffen, in einem weit-aus höheren Maße fehlte die Technik, die entweder zerstört oder für die letzten Schlachten beschlagnahmt worden war. Besonders hart hatte es die Tiere getroffen, deren Bestände dramatisch dezimiert worden waren. Es fehlte zudem an Aussaat. Diese Verhältnisse verschlimmerten zweitens die katastrophale Versorgungslage im ganzen Land. Hunger hatten die Deutschen im Krieg kaum gekannt, er bestimmte nun mit aller Macht den Alltag, vor allem in Städten.³⁰⁸ War der Winter 1945/46 bereits hart, so setzte im November 1946 der kälteste Winter im 20. Jahrhundert ein. Er zog sich bis März 1947 hin und wurde von verheerenden Flutkatastrophen, die in der SBZ die Infrastruktur stark beschädigten und etwa 7900 Gebäude zerstörten, verschlimmert.³⁰⁹ Obwohl zum Beispiel in Mecklenburg Ende 1948 fast doppelt so viele Menschen lebten wie 1938, wurde in allen Agrarpositionen weniger eingebracht als zehn Jahre zuvor.³¹⁰ Krankheiten und Hunger, allgemeine Erschöpfung und die schlechte Versorgungslage (z. B. Kohlenkrise) ließen die nachkriegsbedingten Todesraten auf hohem Niveau verharren, allein in dem Jahrhundertwinter 1946/47 sind Hunderttausende an Kälte, Hunger und Krankheiten in Deutschland gestorben. In den meisten anderen Ländern Europas sah es ähnlich dramatisch aus, am Schlimmsten erneut in der Sowjetunion, wo die Todeszahlen abermals die Millionengrenze überschritten.³¹¹

Um die Versorgungs- und Ernährungskrise – aus der sich eine veritable Gesundheitskrise entwickelte, was wiederum die Kriminalitäts- und Verbrechen-zahlen nach oben schnellen ließ – in den Griff zu bekommen, wurden nicht nur neue Steuerungsmittel eingeführt,³¹² sondern es wurde auch versucht, alle Möglichkeiten zum Anbau landwirtschaftlicher Produkte und für neue Lebensmittel zu nutzen. So sind viele innerstädtische Plätze und Parks in Agrarflächen umgewandelt worden, vor allem für Kartoffeln und Kohl. Wer einen Kleingarten hatte, war im Vorteil. In der Wissenschaft wurde nach neuen Ressourcen für die Ernährung geforscht, was bereits in der letzten Kriegsphase eingesetzt hatte.³¹³ Die überragende Bedeutung der Landwirtschaft für den Alltag führte drittens zur eminenten politischen Bedeutung: Ihre effektive Ingangsetzung, die für alle spürbar wäre, könnte mit der politischen Reform verknüpft ein Zukunftsversprechen abgeben, dass der Sozialismus nicht nur machbar, sondern auch für alle vorteilhaft wäre.

Walter Ulbricht erzählte 1960 in Schlaitz bei Bitterfeld, wie er am 3. Juli 1945 gemeinsam mit Semjonow und Smirnow zufällig wegen gesprengter Brücken in das kleine Dorf kam und dort anhielt. Ulbricht fragte nach dem Bürgermeister, ein alter Sozialdemokrat, der selbst nur zwei Hektar Anbaufläche bewirtschaftete und sonst für den Gutsherren arbeitete. Dieser kam auch, und es stellte sich heraus, bei ihm hatten zwanzig Zwangsarbeiter*innen geschuftet, zwei seien gestorben. Die sowjetischen Offiziere beschuldigten ihn, wie Ulbricht schrieb, er habe «sie zu Tode geschunden». Dann habe Ulbricht zu dem Bürgermeister gesagt: «Sie haben in Ihrem Dorfe eine ganz merkwürdige Demokratie. Der Bürgermeister muß beim Gutsbesitzer arbeiten, und der Gutsbesitzer kommandiert. Was ist denn das für ein Bürgermeister? Was ist das für ein Gemeinderat? Die wirtschaftliche Macht – den Boden – hat der Baron, und zur Dekoration dürft ihr im Gemeinderat mal zusammentreten.» Ulbricht gab nun preis, wie er sich Demokratie, Recht und die Umgestaltung vorstellte: «Sie nehmen dem Gutsbesitzer den Boden weg, dann ist schon der erste Schritt zu einer demokratischen Ordnung geschaffen.» Der Bauer entgegnete, dafür gebe es aber doch kein Gesetz. Ulbricht: «Wenn die Bauern hier beschließen, daß sie dem Gutsbesitzer das Land wegnehmen, ist das ihr demokratisches Recht; denn der Gutsbesitzer oder seine Vorfahren haben die Bauern auch nicht gefragt, als sie ihnen das Land weggenommen haben.» Die Bauern seien die rechtmäßigen Besitzer. Die meinten, «aber ein Gesetz wäre doch gut». Ulbricht beruhigte sie: «Na gut, wenn ihr ein Gesetz braucht, werden wir auch ein Gesetz beschaffen, damit ihr das ganz ordentlich durchführen könnt.»³¹⁴ Selten hat Ulbricht sein Demokratieverständnis so einprägsam öffentlich offenbart: Demokratisch ist, was «der Sache» entspricht; und das entsprach einem Rechtsverständnis, das in Gesetze bringt, was «der Sache» dient. So prinzipiell die Bodenreform als politischer und sozialer Akt berechtigt gewesen sein mag, so problematisch erwiesen sich Umsetzung und Folgen.³¹⁵ Noch 25 Jahre später erinnerte sich Ulbricht, dass dieses Gespräch mit dem Bauern ihn angeblich überhaupt erst auf die Idee gebracht hatte, die Bodenreform mit einem Gesetz abzusichern. Offenbar hatte sich Ulbricht die Umwälzung zunächst revolutionärer und weniger als Verwaltungsakt vorgestellt.³¹⁶

Diese Begegnung in Schlaitz ist bemerkenswert, weil Ulbricht hier etwas behauptete, was nicht den realen Verhältnissen entsprach. Gutsherren und die berühmten Junker (Rittergutsbesitzer) gab es in Mecklenburg, der Provinz Sachsen und Brandenburg (sowie in den deutschen Ostgebieten Pommern, Preußen und Schlesien), die waren aber im Frühsommer 1945 fast durchgängig bereits verschwunden, verjagt, geflohen. In Mecklenburg besaßen rund drei Prozent aller Landwirtschaftsbetriebe fast 50 Prozent der Nutzflächen. Diese Güter mit mehr als 100 Hektar Nutzgröße machten in Brandenburg und der

Provinz Sachsen jeweils ein Prozent aller Betriebe aus und besaßen weniger als 30 Prozent der Agrarfläche. Die Bodenreform zielte auf die Güter mit mehr als 100 Hektar ab. In Sachsen gab es nur 0,7 und in Thüringen nur 0,3 Prozent Güter, die mehr als 100 Hektar aufwiesen, die in Sachsen knapp 13 und in Thüringen 10 Prozent der Nutzfläche besaßen. Alle anderen gehörten Bauern, deren Betriebe mit weniger als 5 Hektar SBZ-weit 56 Prozent und mit 5–20 Hektar 33 Prozent aller Betriebe ausmachten, die zusammen 40 Prozent der Nutzfläche bewirtschafteten. Da die Betriebe bis 100 Hektar von der Bodenreform verschont bleiben sollten, kam so eine Nutzfläche von 72 Prozent der Gesamtnutzfläche zusammen.³¹⁷ Fritz Lange, nach dem Krieg Oberbürgermeister von Brandenburg, sagte in einer internen SED-Sitzung: «Die Bodenreform war für uns nicht nur ein Umsiedlerproblem, sondern vor allen Dingen ein politisches Problem, um damit die festesten Stützen der Reaktion, Boden und Schlösser, zu zertrümmern.»³¹⁸

Semjonow berichtete später, die Bauern seien keineswegs sonderlich gesprächig bei diesem Besuch gewesen.³¹⁹ Leonhard schilderte eine solche Begegnung bei Kyritz als eher geplant denn spontan. Er war einmal mehr erstaunt, wie präzise Ulbricht vorbereitet war und sich auch in Details bestens auskannte.³²⁰ Dieser deutete in seiner Erzählung nur am Rande an, dass er in Begleitung zweier hochrangiger sowjetischer Offiziere mit den Bauern sprach. Am entscheidenden Punkt jedoch, als er versprach, ein Gesetz zu «beschaffen», sprach er davon, dass «wir» die Bauern «beruhigten». Auch die Bodenreform ist von der sowjetischen Besatzungsmacht inspiriert und gesteuert worden.³²¹ Die Passage im KPD-Aufruf wurde durch Stalin formuliert. Auch sonst geschah kein Schritt, ohne dass die Besatzungsmacht diesen nicht vorgegeben oder bestätigt hatte. Bereits bevor Ulbricht seinen «spontanen» Schlaitz-Besuch absolviert hatte, forderte er in einer Grundsatzrede am 25. Juni 1945, dass die «Enteignung der Großgrundbesitzer» ebenso ohne weitere zeitliche Verzögerung erfolgen solle wie die Zuteilung des Bodens an Bauern und Landarbeiter.³²²

Eine Woche nach seinem Schlaitz-Besuch, Ulbricht berief sich auch auf Dorfbesuche in den Kreisen Kyritz und Neuruppin, publizierte er einen Grundsatzbeitrag zur Agrarreform. Die neue Ordnung habe nur mit einer ländlichen Umgestaltung eine Chance. Entscheidend sei, dass der Bauer über Grund und Boden verfüge und nicht für Großgrundbesitzer arbeite. Ulbricht bekannte sich zum freien Markt, sofern das Ablieferungssoll erfüllt sei. Jedem Bauern sollte genügend zur Versorgung der eigenen Familie sowie für die nächste Aussaat bleiben. Dass Ulbricht den freien Markt als Motor, «mehr landwirtschaftliche Produkte anzubauen», anpries, war ein überraschendes Moment. Bereits zuvor hatte er auf einer Parteisitzung in Brandenburg versichert, dass keine Behörde das Recht habe, die Preise auf dem freien Markt den Bauern vorschrei-

ben zu wollen.³²³ Das blieb ein leeres Versprechen. Der Staat regulierte von Anfang an, setzte Preise fest und schrieb vor allem Ablieferungssolls vor, die den Bauern selbst kaum etwas ließen.³²⁴

Mit Blick auf die fehlenden und beschädigten landwirtschaftlichen Geräte regte Ulbricht bereits an, «freiwillige Gemeinschaften in den Dörfern und auf den Gütern zu bilden zum Zweck der vollen Ausnutzung der landwirtschaftlichen Maschinen und sonstigen Geräte.» Das würde ebenso zu einem zentralen Punkt der Agrarreform werden wie seine Anregung, «mit Hilfe der Besatzungsbehörden frühere Bewohner aus dem Sudetenland und aus den Gebieten östlich der Oder in diesen Gebieten ansässig zu machen». Die Vertriebenen würden eine Sozialstrukturveränderung in den ländlichen Gebieten bewirken, die der Agrarreform an Radikalität kaum nachstand. Der Boden der Rittergutsbesitzer und Großgrundbesitzer gehöre aufgeteilt, so Ulbricht, womit eine Aufgabe vollendet werde, die 1848 und 1918 nicht in Angriff genommen worden sei. Das sei «die Voraussetzung für eine demokratische Ordnung».³²⁵

Ulbricht war sich bewusst, dass die Bodenreform nicht auf einhellige Zustimmung stoßen werde. Er sprach davon, dass die Kommunisten überhaupt ein neues Verhältnis zu den Bauern gewinnen müssten.³²⁶ Ulbricht betonte aber auch, die Bauern müssten die Chance der neuen Zeit auch erkennen wollen.³²⁷ Die Agrarreform nahm allmählich Fahrt auf. Semjonow stellte es später so dar, als habe Ulbricht diese gegen den sowjetischen Willen «sofort» in Angriff genommen, «obwohl das Korn noch auf dem Halm stand. Darüber wurde heftig debattiert, der Vorschlag aber schließlich angenommen.»³²⁸ Mitte Juli 1945 erhielt Ulbricht den Auftrag, einen Beschluss für die Bodenreform zu formulieren.³²⁹ Am 1. August 1945 stand fest, dass die Reform unmittelbar bevorstehe. Die KPD-Führung entsandte Brigaden zur Instruierung in die einzelnen Länder. Ackermann war für Sachsen, Dahlem für Mecklenburg, Pieck für Berlin-Brandenburg und Ulbricht für die Provinz Sachsen und Thüringen zuständig. Die KPD-Spitze beschloss, die Bodenreform zu beginnen.³³⁰ Ulbricht erteilte an alle KPD-Landesleitungen die Direktive, dass die Reform «unter allen Umständen spätestens Anfang September 1945 Gesetz werden muß».³³¹ Bemerkenswert ist nicht nur, dass die Bodenreform zu einem Zeitpunkt zentralistisch durchgesetzt wurde, als der staatliche Zentralismus offiziell noch nicht galt. Auch dass Ulbricht und die KPD es für selbstverständlich hielten, auf die eingesetzten Landesverwaltungen so einwirken zu können, zeugt von einem Selbstbewusstsein, das nicht einmal ver barg, wer das Sagen habe. Den anderen blieb auch nichts weiter übrig, als mitzuspielen, war doch allen klar, dass Ulbricht und die KPD als verlängerter Arm der Besatzungsmacht agierten.

Am selben Tag übersandten Molotow und Wyschinski Stalin ein Papier, das die Eckpunkte der Bodenreform festhielt. Die Reform orientierte sich an ähn-

lichen in Polen, Ungarn und Rumänien. Anders als dort wurde die Obergrenze aber nicht auf 50, sondern auf 100 Hektar festgelegt. Damit stellten sie sich auch gegen Vorstellungen der KPD. Somit sollten 1,5 Prozent aller Güter mit einem Grundbesitz von 4,5 Millionen Hektar (46 Prozent der Gesamtfläche) enteignet werden. Kirchenbesitz tastete die Besatzungsmacht nicht an. Führende Nationalsozialisten und Kriegsverbrecher wurden ohnehin enteignet, auch wenn ihre Nutzfläche unter 100 Hektar lag. Der enteignete Boden wurde in einen Bodenfonds überführt. Lokale Bodenreformkommissionen (wie in Rumänien) verteilten den Grundbesitz an landlose und landarme Bauern. Der Landbesitz sollte 5 Hektar nicht übersteigen. Die SMAD trat bei diesem Vorgang offiziell nicht in Erscheinung und überließ das der KPD.³³² Anfang September 1945 folgten die Verordnungen mit Gesetzeskraft in den einzelnen Ländern.³³³ Überall hatte es zuvor «hitzige Debatten» darüber gegeben. Leonhard schrieb, er habe die Verordnung aus dem Russischen übersetzt.³³⁴ Es kam zur Bildung von über 11 000 Bodenreformkommissionen mit rund 52 300 Mitgliedern, von denen 24 Prozent in der KPD und 18 Prozent in der SPD waren.³³⁵ Diese Zahlen belegen, wie stark die Reform von außen ins Dorf getragen wurde. Denn traditionellerweise hatte die Arbeiterbewegung auch nach 1945 ihre «festen Burgen» nicht auf dem Land, war aber in den Kommissionen unverhältnismäßig stark vertreten. Die Basis der Partei auf dem Land blieb 1945/46 schwach, wurde aber durch den Eintritt vieler Vertriebenen und Neubauern stärker ab 1946.³³⁶

Die Bodenreform bewirkte einen nachhaltigen Strukturwandel auf dem Land. Über 7000 Privatbetriebe wurden enteignet, Anfang der 1950er Jahre existierten nur noch knapp 2000 Betriebe mit einer Wirtschaftsfläche von mehr als 100 Hektar. Ende 1950 gab es 210 000 Neubauernstellen, fast die Hälfte davon gehörte Vertriebenen. Die meisten verfügten über eine Anbaufläche von fünf Hektar, fiel die Bodenqualität schlecht aus, konnten es auch bis zu zehn Hektar sein. Die Fluktuation war enorm. Zwischen 1946 und 1952 gaben über 80 000 Neubauern ihre Wirtschaft wieder auf, das waren 38 Prozent aller Neubauernstellen.³³⁷ Unter ihnen gab es viele, die in den Westen gingen. Die Lebensbedingungen für sie blieben noch viele Jahre nach 1945, oftmals am Rande der Dörfer ohne echtes Dach über dem Kopf hausend, miserabel. Bis Februar 1946 waren etwa 3,3 Millionen Hektar Land enteignet und über die Kommissionen an fast 560 000 Privatpersonen überschrieben worden,³³⁸ durchschnittlich 5,9 Hektar pro Person.

Die sowjetische Besatzungsmacht hielt fest, die Bodenreform «diente als Hauptinstrument zur Demokratisierung des deutschen Dorfes».³³⁹ SED-Historiker stellten Mitte der achtziger Jahre in dem unveröffentlichten Manuskript des dritten Bandes der SED-Geschichte zutreffend fest: «Die Anwesenheit der sowjetischen Besatzungsmacht trug wesentlich dazu bei, daß der Widerstand

der Großgrundbesitzer im Keime erstickt werden konnte.»³⁴⁰ Das war nötig, denn es traten unvorhergesehene Probleme auf. Sehr vielen Neubauern fehlten die professionellen Voraussetzungen, um ihre Wirtschaft überhaupt effektiv und rationell betreiben zu können. Viele Dorfbewohner wiederum weigerten sich, Land zu übernehmen, weil sie glaubten, die Enteigneten kehrten bald zurück. Die traditionellen Sozialstrukturen und kulturellen Prägungen in den Dörfern erwiesen sich als vitaler, als die Kommunisten angenommen hatten. Die Neuankömmlinge stießen meist auf keine Integrationslust der Alteinwohner, was sich noch viele Jahre im Heiratsverhalten ebenso zeigte wie daran, dass die Vertriebenen am Rande der Dörfer lebten. Die alte Sitzordnung in den Kirchen änderte sich nicht, dafür fanden viele Vertriebene eine Ersatzheimat in der SED, was sich auch darin zeigte, dass die neuen Funktionäre des Dorfes häufig zugewandert waren. Problematisch war, dass die Ausstattung der Neubauernstellen höchst mangelhaft war, es fehlte an allem. Ulbricht richtete bereits am 7. Dezember 1945 einen Appell an die Gesellschaft, den Neubauern in jeder Hinsicht zu helfen, ohne sie würde der Neuaufbau feststecken.³⁴¹

Das alles führte dazu, dass etwa 90 Prozent aller Neubauernstellen unrentabel wirtschafteten. Eine Folge davon war, dass Hunderttausende Hektar Ackerland nicht bewirtschaftet wurden. Die Nahrungsmittelkrise nach 1945 ist durch die Bodenreform nicht abgemildert, real sogar verschärft worden. Ulbricht sagte im März 1946, die Bodenreform sei der Beweis, dass die Kommunisten das Privateigentum nicht abschafften und keine Kollektivierung anstrebten.³⁴² Er hatte im Oktober 1945 dem Genossenschaftsgedanken in der Landwirtschaft öffentlich eine Absage erteilt. In Deutschland seien dafür die Voraussetzungen nicht gegeben, und die Parzellierung des Großgrundbesitzes garantiere, «daß wir keine Möglichkeit lassen, diese Enteignungen der Großgrundbesitzer irgendwie rückgängig zu machen, damit keine Macht der Welt den Bauern den Boden wieder wegnehmen kann. (Beifall.)»³⁴³

Mindestens retrospektiv lässt sich diese Aussage auch umkehren und sagen, die Art und Weise, wie die Bodenreform durchgeführt wurde, war der erste Schritt hin zur Kollektivierung. Die Idee, Landwirtschaftstechnik oder Zugpferde über Ausschüsse für gegenseitige Bauernhilfe³⁴⁴ und Maschinenausleihstationen zu verteilen, um möglichst viele in den Genuss kommen zu lassen, war aus der Not der Zeit geboren – später bildeten diese ungeplanten Strukturelemente eine Basis für die Kollektivierungspolitik.³⁴⁵

Die Bodenreform rief nicht nur Widerspruch und Unwillen in vielen Dörfern hervor, auch auf der politischen Ebene fand ihre Umsetzung nicht überall Beifall. Während die SPD die Reform weitgehend mitrug, regte sich aus der CDU und LDP spürbarer Gegenwind. Am 5. September 1945 empfing Marschall Schukow die Spitzen von CDU und LDP, Walter Ulbricht war ebenfalls

dabei, Lotte Kühn dolmetschte. Waldemar Koch (LDP) fertigte darüber eine Aktennotiz an. Die Besprechung verlief sehr konfrontativ, da Schukow CDU und LDP frontal angriff und sie zum Teil in eine Kontinuität zum Faschismus stellte. Wer gegen die Bodenreform sei, agiere faschistisch. Schreiber von der CDU widersprach, er habe nicht generell etwas gegen die Bodenreform. «Schukow erklärte, sie könnten diejenigen Parteien liquidieren, die ihnen nicht gefielen. Das beabsichtigten sie jedoch nicht. Sie hätten auch Regierungsorgane geschaffen, wo alle Parteien vertreten seien. So gingen sie politisch voran.» Der Marschall sagte, die Bodenreform werde von unten durchgeführt. «Man solle diese aber nicht von oben her stören. Politiker müßten Konzessionen machen. Je schneller die Junker fortkämen, um so schneller würde die faschistische Ideologie verschwinden.» Koch hielt fest: «Der Schluß der Unterhaltung war friedlich, gefördert durch einige Gläser Rigaer Bier, das in Römern serviert wurde.»³⁴⁶ Ulbricht war bei solchen Sitzungen nicht nur dabei, um aus erster Hand Informationen für die KPD zu gewinnen, über ihn gelangte auch der SMAD zu einem besseren Verständnis der bürgerlichen Politiker, die ihnen in vielerlei Hinsicht fremd blieben.³⁴⁷

Der Kampf gegen unabhängige Christdemokraten

Am 5. Oktober berichtete General Kotikow, Chef der SMA Provinz Sachsen, an Arkadi Soboljow in einem ausführlichen Schreiben, wie Walther Schreiber von der CDU angeblich gegen die Bodenreform aufträte. Dabei beschrieb er, wie kommunistische Funktionäre vor Ort Schreiber in dessen Versammlungen angingen und von seinen Positionen abzubringen versuchten. Deutlich kam der Druck zum Ausdruck, den die sowjetische Besatzungsmacht und die KPD auf Kritiker der Bodenreform ausübten.³⁴⁸ Die Besatzungsmacht hatte begonnen, unbotmäßige Christdemokraten festzunehmen.³⁴⁹ Waren es 1945 nur 29, so erfolgten 1946 bereits 111, 1947 166 und 1949 190 Festnahmen von CDU-Mitgliedern aus politischen Gründen. In den Jahren 1950 bis 1953 lagen die Zahlen mit 300 bis 400 Verhaftungen noch deutlich darüber.³⁵⁰ Schließlich ging Ulbricht, wie erwähnt, Andreas Hermes frontal an, der sich für die Bodenreform ausgesprochen hatte. Hermes hatte vor allem auf die unterschiedliche Bodenqualität aufmerksam gemacht und vor einer schematischen Anwendung der Wirtschaftsgrößen gewarnt, weil das negative Folgen für die Erträge zeitige. Er hatte über ein Agrartheme promoviert, war Reichslandwirtschaftsminister gewesen und hatte bis 1933 großen bäuerlichen Interessengruppen vorgestanden. Kaum jemand reichte an seine Expertise heran. Gniffke schrieb später: «Den Argumenten von Dr. Hermes konnte sich eigentlich niemand ver-

schließen.»³⁵¹ An diesem Konfliktfall zeigte sich der politisch-ideologische Primat bei der Durchführung der Bodenreform. Ulbricht erklärte, es gebe Elemente, «die den Großgrundbesitzern Tränen nachweinen und überall nur Schwierigkeiten sehen».³⁵² Er beschuldigte Hermes, die Bodenreform zu hassen und diese unmöglich machen zu wollen, auch wegen ernährungswirtschaftlicher Bedenken. Hermes' Mahnung, die Bodenreform «zeitlich zu verschieben», bedeutete für Ulbricht «nichts anderes, als sich zum Helfershelfer des Faschismus und Militarismus zu machen».³⁵³ Am 15. Dezember 1945 forderte Ulbricht alle KPD-Bezirksleitungen in einem Schreiben auf, gegen Hermes und Schreiber eine Kampagne zu entfesseln, weil sie «Helfersdienste den faschistischen reaktionären Elementen» leisteten.³⁵⁴

Damit war der Stab über Hermes gebrochen – ihm blieb nur die erwähnte Flucht mit seiner Frau, nachdem er sich auch nicht von der Besatzungsmacht erpressen ließ. Im März 1946 verkündete Ulbricht, die Partei garantiere, der Weg, der im Dorfe gegangen worden sei, sei der Weg, dem das ganze Land folgen werde, um ein Deutschland zu erreichen, «in dem des Volkes Wille oberstes Gesetz ist».³⁵⁵ Für ihn stand fest, die Agrarreform war die «größte geschichtliche Tat» im Kampf gegen Elend und Not.³⁵⁶

Demontagen

Die Demontagen von etwa 3400 Betrieben, nicht nur von Rüstungsbetrieben, führte zum Zusammenbruch ganzer Industriezweige (z. B. Kraftfahrzeugindustrie, Eisenerzeugung, Werkzeugmaschinenbau, Büromaschinenbau, Lokomotivbau), weil Zulieferbetriebe wegbrachen. Hinzu kam die nachhaltige Beschädigung der Infrastruktur durch den Krieg, aber auch durch den Abbau von Gleisanlagen als Reparationszahlung. Das Schienennetz wurde etwa um die Hälfte im Gegensatz zu 1938 verringert, die Reichsbahn verfügte 1947 nur noch über 60 Prozent ihrer Güterwaggons und über weniger als 50 Prozent ihrer Lokomotiven im Vergleich zu 1938.³⁵⁷

Die Kriegsschäden in der UdSSR beliefen sich auf 128 Milliarden Dollar. Die geforderten zehn Milliarden Dollar Wiedergutmachung nehmen sich dagegen sehr gering aus. Reparationen und Demontagen spielten in der sowjetischen Politik nach 1945 eine zentrale Rolle. Die Sowjetarmee war das Machtinstrument, mit dem Reparationsforderungen eingetrieben wurden. Der größte Teil der Anlagen in der SBZ wurde 1945/46 demontiert. In den Westzonen begannen die Demontagen systematisch erst 1948/49. Dort wurden etwas mehr als 650 Werke abgebaut. Aus den von sowjetischen Truppen besetzten Territorien sind etwa 4500 Betriebe bis Anfang 1946 abtransportiert worden. Aus der

SBZ kamen davon etwa 66 Prozent, immerhin 24 Prozent aus dem Teil Polens, der zuvor Deutschland gehört hatte.³⁵⁸

Die Demontagen wirkten einschneidender in der SBZ als die unmittelbaren Kriegszerstörungen.³⁵⁹ Sie waren Ende 1947 fast abgeschlossen. Insgesamt wurden Güter im Wert von 11,5 Milliarden Mark als direkte Reparationsleistungen an die Sowjetunion und Polen geliefert. Diesen wären verschiedene Formen «verdeckter Reparationslieferungen» hinzuzurechnen, deren genauer Umfang nicht zu ermitteln ist. Der wirtschaftliche Nutzen dieser gewaltigen Transaktionen von Maschinen, Geräten und Gütern war mehr als zweifelhaft. Nach Aussagen früherer SMAD-Mitarbeiter kam nur ein Viertel des Gutes in der UdSSR an, der größte Teil verrottete unterwegs.³⁶⁰

Wichtigste Lieferanten von Reparationsgütern waren die Mitte 1946 gebildeten Sowjetischen Aktiengesellschaften (SAG).³⁶¹ In diesen nach Branchen organisierten Konzernen wurden zunächst über 200 der wichtigsten Großbetriebe der SBZ zusammengeschlossen. Sie erbrachten zwischen 1947 und einschließlich 1950 einen Anteil an der Bruttoindustrieproduktion der SBZ von etwas mehr als zwanzig Prozent. Die Überführung der SAG-Betriebe in DDR-Staats-eigentum erfolgte schrittweise bis 1953 gegen Rückkauf von der Sowjetunion. Die SAG-Betriebe nahmen im Wirtschaftsgefüge der SBZ/DDR eine Sonderstellung ein. Mit ihrem Ausbau waren für die Wirtschaft kurzfristig positive Aspekte verbunden, wie die Sicherung von Arbeitsplätzen, die Rohstoffzufuhr und Absatzgarantien. Das SAG-System hat die Einbindung der DDR-Wirtschaft in den osteuropäischen Wirtschaftsraum nicht verursacht, aber beschleunigt. Im Zuge der sowjetischen Reparationsforderungen entstanden industrielle Strukturen, die es vor dem Krieg nicht oder nur unterentwickelt gab. So wurde an der Ostseeküste eine Wertindustrie aufgebaut, die viele Jahre ausschließlich für die UdSSR arbeitete. Das Profil des Maschinen- und Fahrzeugbaus wurde weitgehend dem sowjetischen Bedarf angepasst.

Zur wertvollsten Reparationsleistung entwickelten sich Uranlieferungen aus dem Erzgebirge. Die Bedeutung des Urans für die sowjetische Atombombenproduktion ist kaum zu überschätzen.³⁶² Für den Uranbergbau wurden deutsche Arbeitskräfte eingesetzt – freiwillig und in größerem Umfang zwangsrekrutiert –, deren Tätigkeit im Verborgenen geschah, um die Existenz der Minen vor der Öffentlichkeit möglichst zu verheimlichen. In der Wismut AG arbeiteten Ende 1946 10 000 Beschäftigte, Ende 1953 waren es 133 000.³⁶³ Der Uranbergbau musste bis 1990 aus dem DDR-Staatshaushalt mit etwa zwanzig Milliarden Mark bezuschusst werden. Auch die Kosten für die Unterhaltung der sowjetischen Truppen und Einrichtungen sowie die Vergütung von Lieferungen und Leistungen an die Besatzungstruppen zählten zur Wiedergutmachung. Dafür musste die SBZ/DDR bis Ende 1953 ca. 16,8 Milliarden Mark aufwenden.

Im selben Zeitraum hat der Westen dafür 48,9 Milliarden Mark ausgegeben, was im Pro-Kopf-Vergleich in etwa der gleichen Höhe entsprach.

Alle laufenden Leistungen, einschließlich der Besatzungskosten, zusammengefasst und zurückgerechnet auf die Preisbasis von 1944, ergeben, dass ihr Anteil am Bruttosozialprodukt 1946 48,8 Prozent betrug, 1947 38,4 Prozent, 1948 31,1 Prozent, 1949 19,9 Prozent und 1953 12,9 Prozent.³⁶⁴ «Die von der SBZ/DDR geleisteten Reparationen lagen mit ca. 14 Milliarden Dollar deutlich über der Forderung von 10 Milliarden Dollar, die von der UdSSR ursprünglich gegenüber ganz Deutschland erhoben wurde. (...) Die Rekonstruktion der Wirtschaft konnte im Osten Deutschlands erst Mitte der 50er Jahre abgeschlossen werden ... Der in späteren Jahren sich abzeichnende Leistungsverfall der DDR-Wirtschaft lässt sich aber nicht primär den Startbedingungen anlasten.»³⁶⁵ In den Rechnungen sind weder die von deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion erbrachte Arbeitsleistung (etwa 9,5 Milliarden Dollar) noch der Wert der deutschen Ostgebiete (Polen wurden mit einem sowjetischen Beschluss vom 29. Juli 1945 5652 deutsche Industriebetriebe mit einem Materialwert von etwa 2,15 Milliarden Dollar überlassen) berücksichtigt worden.

Blockpolitik

Marschall Schukow erklärte im August 1945: Die KPD solle die wichtigste politische Kraft werden. Bürgerliche Bevölkerungsschichten hingegen wolle er «neutralisieren», deren Sprachrohre ebenfalls und deren Aktivitäten «in Bahnen lenken, die wir benötigen».³⁶⁶

Die KPD als «Russenpartei» galt als verlängerter Arm der Besatzungsmacht und mitverantwortlich für alle Entwicklungen. Insofern war es nicht nur strategisch, sondern auch taktisch ein kluger Schachzug, alle anderen politischen Kräfte mit in die Verantwortung zu nehmen. Der KPD-Aufruf hatte auf Drängen Stalins «vorgeschlagen», einen Block antifaschistischer Parteien zu bilden. Wilhelm Pieck hatte das ausführlich am 13. Juni 1945 in der KPD-Tageszeitung «Deutsche Volkszeitung» begründet.³⁶⁷ Das Zugehen auf die SPD setzte die Einheitsfrontideologie um, die Blockidee folgte der Volksfrontideologie. Anfang Juli 1945 begannen die Gespräche dazu. Sie waren möglich geworden, weil die KPD und die Besatzungsmacht die Bildung bürgerlicher Parteien forciert hatten. Die Besatzungsmacht strebte zunächst keinen Sowjetisierungsprozess Deutschlands und ihrer Zone an. Dem standen nicht nur außenpolitische Hürden gegenüber, auch die Zukunft Deutschlands als Staat war längst nicht so vorhersehbar, wie es rückblickend erscheinen mag. Die Gesellschaft in Deutschland war, wie auch Ulbricht nicht müde wurde zu betonen, nicht «reif»

für den Sozialismus, zunächst mussten 1848/1918 «vollendet» werden, auch um über Strukturveränderungen («Sein») das Verständnis der «Klasse für sich» («Bewusstsein») zu heben. Die Integration der bürgerlichen Schichten in Deutschland kam als politische Aufgabe hinzu, eine soziale Großgruppe, die es so in Russland vor 1917 als Ordnungsfaktor nicht gegeben hatte.³⁶⁸ Daher hatte die Besatzungsmacht auch keine Erfahrungen, wie eine solche Integrationspolitik aussehen konnte – sie hatte nur das Handwerk der Desintegration fast zur «Perfektion» getrieben.

Stalins Blockpolitik, auch in den «Volksdemokratien», spielte Ulbricht insofern in die Hände, als er zwar ein gescheiterter, aber ein erfahrener Volksfrontpolitiker war. Kaum jemand war machttechnisch so lernfähig wie er. Ab Anfang Juli 1945 kam es zu mehreren Treffen der KPD, SPD, LDP und CDU.³⁶⁹ Die CDU bestand darauf, den Zusammenschluss «Einheitsfront der antifaschistisch-demokratischen Parteien» und nicht «Block» zu nennen. Dieser Winkelzug sollte die Eigenständigkeit der Beteiligten symbolisieren. Pieck hatte zur Begründung des Blocks angeführt, wegen der fehlenden Parlamente könne man sich den «Luxus einer Opposition» nicht leisten.³⁷⁰ Am 14. Juli hatten sich die vier Parteien so weit geeinigt, dass sie sich zu einer Gründungskonferenz trafen und eine Gründungserklärung herausgaben. Ulbricht referierte über die Aufgaben des «Einheitsfront-Ausschusses».³⁷¹ Obwohl sich in den Verhandlungen zuvor alle einig gezeigt hatten, eine parlamentarische Demokratie aufzubauen, fand sich davon in der Gründungserklärung kein Wort. Ziel sei die Bildung einer «antifaschistisch-demokratischen Ordnung». Als Hauptaufgaben neben dem Wiederaufbau, der Versorgung und der Abrechnung mit dem Nazismus zählten die «Herstellung voller Rechtssicherheit auf der Grundlage eines demokratischen Rechtsstaates» sowie die «Sicherung der Freiheit des Geistes».³⁷² Beschlüsse wurden nicht durch Abstimmung, sondern durch «Vereinbarungen» herbeigeführt: «Die so erfolgten Vereinbarungen sind bindend für alle Parteibeschlüsse.»³⁷³ Dieses Einstimmigkeitsprinzip hebelte bereits von Beginn an die Spielräume der nichtsozialistischen Parteien erheblich aus. «Sie banden sich an eine – wie die Entwicklung zeigen sollte – unkündbare Koalition, deren politische Richtlinien letztlich immer außerhalb des Blocks formuliert wurden.»³⁷⁴ Die «Einheitsfront» kettete von Beginn an die bürgerlichen Parteien so eng an die kommunistischen Vorgaben, dass Konflikte vorprogrammiert waren. Dass sich die anderen diesem bolschewistischen Demokratieverständnis unterwarfen, ist nicht anders als mit der dramatischen Nachkriegssituation und den engen politischen Spielräumen zu erklären.

Ende 1945 legte die SMAD der sowjetischen Regierung eine umfangreiche Analyse über die ersten Monate des Blocks vor. Die Differenzen zwischen den bürgerlichen Parteien und der SPD/KPD fallen größer aus, als die Beschluss-

lage nahelegte. Vor allem in Fragen der Bodenreform gab es größere Meinungsverschiedenheiten. Insgesamt jedoch sei es LDP und CDU gelungen, die bürgerlichen Mittelschichten an sich und damit an die neuen Verhältnisse zu binden. Neue Konflikte seien nicht auszuschließen.³⁷⁵ Ulbricht betonte am 7. November 1945, es komme darauf an, dass «die einige Partei der Arbeiterklasse als Partei neuen Typus, als Partei, die von der wissenschaftlichen Lehre des Marxismus-Leninismus geleitet wird, geschmiedet werden muß».³⁷⁶ Das galt nicht nur für die neue Partei, sondern auch für diesen Block, eine Parteienverbindung neuen Typus. Bis zu ihrem Untergang 1989 legitimierten die Kommunisten ihr Regime mit diesem angeblichen Parteienpluralismus.

Transmissionsriemen

Dass Kommunisten nicht ohne «Transmissionsriemen» regieren könnten, war eine taktisch-praktische Überlegung Lenins aus dem Jahre 1920.³⁷⁷ Ulbricht hatte das verinnerlicht. Bürgerliche Parteien waren in diesem Konzept zur Verwirklichung der «Diktatur des Proletariats» ursprünglich nicht vorgesehen. Die besondere Nachkriegssituation verbreiterte die Transmissionsriemen, um die Transformation erfolgreich zu gestalten. Versuchten die Kommunisten mit der Blockpolitik und den bürgerlichen Parteien ein bestimmtes Milieu an sich zu binden bzw. für ihren Weg zu instrumentalisieren, so sollten Massenorganisationen diverse Großgruppen wie Arbeiter, Angestellte oder die Jugend einbinden.

Das zahlenmäßige Endergebnis war ansehnlich, entsprach so gar nicht leninistischen Avantgardetheorien, dafür umso mehr Totalitarismustheorien, obwohl es Totalitarismus, wie Hannah Arendt anmerkte, nur geben könne, «wenn die gesamte Erde unter totalitärer Herrschaft steht.»³⁷⁸ In den 1980er Jahren waren in der DDR etwa 2,8 Millionen Menschen Mitglied einer Partei – mehr als jeder fünfte Erwachsene. Dieser hohe Erfassungsgrad fand seine Entsprechungen in den Massenorganisationen. Von den 6- bis 16-Jährigen waren über 90 Prozent Mitglieder der Pionierorganisation bzw. ab 14 Jahren der FDJ. In ihr waren über das 16. Lebensjahr hinaus nahezu alle Abiturienten und Studierenden organisiert, aber auch viele andere, vor allem jene mit Karriereabsichten, blieben noch weitere Jahre Mitglieder. Die FDJ war zu einer Zwangsorganisation geworden. Nicht der Eintritt war zu begründen, sondern, warum man nicht eintreten oder wieder austreten wolle. Eine solche Verweigerung war zu meist mit verminderten Karrierechancen gekoppelt, was sich ab 1956 zu entwickeln begann. Wie die FDJ war auch der FDGB eine Art Zwangsorganisation mit 9,6 Millionen Mitgliedern im Jahr 1988. Attraktiv war der FDGB-Ferien-

dienst. Eine Gewerkschaft war der FDGB genauso wenig wie die FDJ eine Jugendvertretung – beide standen unter Kuratel der SED. «Der Gedanke, die Gewerkschaften zu verstaatlichen, war eine logische Konsequenz aus der ganzen Theorie der Diktatur des Proletariats. Da das Proletariat mit der Staatsmacht identisch war, war der Gedanke, die Arbeiter hätten ihre Interessen gegen den Staat zu verteidigen, offenkundiger Unsinn.»³⁷⁹

Der Anfang war steinig. Der Wunsch nach einer Einheitsgewerkschaft war zonenübergreifend vorhanden. Die westlichen Besatzungsmächte interessierten sich für Gewerkschaftsfragen weitaus weniger als der Kreml. Im Westen erfolgte die Gewerkschaftsentwicklung von unten nach oben.³⁸⁰ Im Osten gab es ein «sowohl als auch». Es existierte ein starker Druck «von oben», eine Einheitsgewerkschaft zu gründen, die die Kommunisten dominierten. Zugleich existierten Gegenbewegungen «von unten», die ein Organisationswirrwarr entstehen ließen, das für die Arbeiter vor Ort nicht immer durchschaubar war.³⁸¹ Es kam zu Auseinandersetzungen zwischen Gewerkschaften und Betriebsräten. Das alte Prinzip «ein Betrieb – eine Gewerkschaft» wurde ab 1947/48 durchgesetzt. Die unter dem Dach der Einheitsgewerkschaft versammelten Einzelgewerkschaften (nach Branchen) wurden bedeutungslos.³⁸²

Die SMAD hatte am 10. Juni 1945 die Bildung von Gewerkschaften in ihrer Zone zugelassen. Nachdem die ersten Jahre bis etwa 1947 eine relativ offene Phase darstellten, in der verschiedene Entwicklungsalternativen für Gewerkschaften in der SBZ zu existieren schienen, wurden sie ab 1947/48 zu einem Herrschaftselement der Kommunisten umgeformt. Dass diese Entwicklung nicht linear und widerspruchlos verlief, ist in der Forschung gezeigt worden. Aus dem FDGB kam insbesondere aus seinen unteren Funktionsebenen, auch über die frühen 1950er Jahre hinaus, immer wieder erfolgreicher Widerspruch zu einzelnen sozialen und innerbetrieblichen Erscheinungen.

Walter Ulbricht hatte sich in seiner ganzen Funktionärskarriere für Gewerkschaftsfragen besonders interessiert. Der Kampf für eine neue Gewerkschaft war auch ein Kampf gegen die alte Gewerkschaftsbürokratie, die er wie andere Kommunisten für den Aufstieg Hitlers und dessen Machterlangung verantwortlich machte.

Die KPD hatte in ihren Nachkriegsplänen auf eine starke Einheitsgewerkschaft gesetzt und dabei eine Betriebsrätebewegung als integrativ angesehen.³⁸³ Die SMAD konnte damit wenig anfangen, den sowjetischen Besatzern fehlten schlichtweg die Erfahrung und der Überblick. Sie setzten in dieser Frage ganz auf ihre Vertrauensleute, allen voran Ulbricht. Am 14. Juni 1945 konstituierte sich in Berlin ein «Vorbereitender Gewerkschaftsausschuss für Groß-Berlin», das Gründungsgremium des FDGB. Ihm gehörten acht Personen an: Hans Jendretzky, Roman Chwalek und Paul Walter von der KPD, die einschlägige

RGO-Erfahrungen mitbrachten. Von früheren Gewerkschaften waren Hermann Schlimme (ADGB, SPD), Bernhard Göring (AFA-Bund, SPD), Jakob Kaiser (Christliche Gewerkschaften, CDU) und Ernst Lemmer (Hirsch-Dunckersche Gewerkvereine, CDU) dabei. Vorsitzender wurde Otto Braß, dessen Schicksal Ulbricht gut kannte und den er selbst im Mai 1945 zur Mitarbeit angesprochen und gewonnen hatte. Auch er war Sozialdemokrat, ein linker, der sich wie ein Mitglied der KPD verhielt und vermutlich auch bereits Mitglied war, jedenfalls wurde er es bald. Vielleicht unterwarf sich Braß so schnell den Kommunisten, um seinen Sohn Otto jr. aus einem sowjetischen Lager freizubekommen.³⁸⁴ Er war 1932 in die UdSSR emigriert, saß seit 1937 im Lager und kam erst 1954 frei, kehrte aber nicht mehr nach Deutschland zurück. Dieses Gremium bestand aus sieben aktiven Widerstandskämpfern gegen den Nationalsozialismus, die alle dafür eingesperrt worden waren. Lediglich Ernst Lemmer zählte nicht zum Widerstand, sondern war ein Mitläufer, als Propagandist womöglich sogar ein aktiver Unterstützer des Nationalsozialismus. Viele Jahre noch waren sich Dahlem und Ulbricht trotz vieler Differenzen darin einig, dass «Gestalten» wie Lemmer oder Kaiser 1945/46 für den Sozialismus waren, aber «damals schon Feinde der Demokratie.»³⁸⁵

Sowjetische Uniform?

Zur Sitzung am 14. Juni hatte Ulbricht in die Berliner Parochialstraße eingeladen. Lemmer und Kaiser kannten Ulbricht noch aus der Weimarer Republik. Lemmer beschrieb ihn als humorlos und meinte, es sei nicht von Anfang an zu spüren gewesen, «welche Ziele Ulbricht verfolgte». Für Nichtkommunisten galt er «als die mysteriöse Gestalt im Hintergrund, als der Mann im Schatten». Er wirkte «unheimlich»: «Keiner zweifelte daran, daß Ulbricht rücksichtslos und brutal regieren würde, wenn sich jemand gegen seinen Plan, für den er Moskau verantwortlich war, stemmen sollte.» Solche nachgereichten Erfahrungen waren überwölbt von späteren, denn wie Lemmer selbst einen Satz später betonte, war in dieser Zeit nicht spürbar, worauf alles hinauslief, was Ulbrichts Pläne waren. Lemmer behauptete später, Ulbricht sei zu dieser ersten Sitzung in sowjetischer Uniform erschienen.³⁸⁶ Das ist auszuschließen, zumal er eine solche nicht einmal in Stalingrad trug, sondern nur wärmende Uniformteile mangels anderer Kleidungsstücke. Obwohl Lemmer schrieb, es gebe keine Fotos davon, veröffentlichte die «Welt am Sonntag» am 10. Dezember 1967 illustrierend zum Vorabdruck von Lemmers Erinnerungen ein Foto mit Ulbricht «als Sowjetoberst» an der Stalingrader Front; der «Spiegel» behauptete das kurz darauf auch, was Ulbricht in einem bemerkenswerten Leserbrief – dieser war als

solcher bereits eine Sensation – einleuchtend als unzutreffend darstellte.³⁸⁷ Die Experten der zuständigen Abteilung im MfS untersuchten das Foto und kamen, jedoch nicht «kategorisch», zu dem Ergebnis, dass es sich bei dem Foto um eine Montage handle, bei der Ulbrichts Kopf in ein anderes Foto hineinmontiert worden sei. Eine genaue Klärung sei schwierig, so die Experten, weil Fotos vor Drucklegung generell retuschiert würden.³⁸⁸

FDGB-Gründungsaufruf

Das erste Treffen endete nicht nur mit der Benennung der Gründungsmitglieder, sondern auch mit der Verabschiedung eines Gründungsaufrufes für die Bildung des FDGB.³⁸⁹ Dieser enthielt zwar als künftigen Programmpunkt die Vertretung der Arbeiter, glich aber eher einem politisch-moralischen Grundkonsens zum Wiederaufbau und zur Überwindung des Nazismus.³⁹⁰ Obwohl sich der Aufruf nur an Berlin richtete, agierte die Gewerkschaft von Anfang an im Rahmen der gesamten SBZ, eine gesamtdeutsche Betätigung unterbanden die westlichen Alliierten.³⁹¹

Nach dem Gründungstreffen fand in der Privatwohnung von Stadtkommandant Bersarin eine Aussprache statt. Ulbricht stellte dem General die acht Männer vor, Lotte Kühn übersetzte.³⁹² Wie recht Lemmer mit seiner Einschätzung hatte, dass Ulbricht im Hintergrund alle Fäden in der Hand hatte, zeigte sich nicht nur daran, dass er, obwohl kein Mitglied, der sowjetischen Besatzungsmacht die ausgewählten und von ihm bestätigten Gründungsmitglieder vorstellte, er hatte auch den Gründungsaufruf verfasst. Ursprünglich sollte das erste Treffen bereits einige Tage zuvor stattfinden, was aber durch eine Moskaureise Ulbrichts nicht möglich gewesen war. Ohne ihn ging in diesen Tagen kaum etwas. Denn auch zur Gründungsversammlung mit fast 600 Teilnehmern am 17. Juni im großen Saal des Stadthauses lud Ulbricht und nicht der Unterzeichnerkreis ein.³⁹³ Die Kommunisten begriffen den FDGB von Beginn an als ihre Organisation. Am 2. August 1945 beschloss die Parteiführung mit Blick auf die Gewerkschaft in der SBZ: «Dabei sollen die wichtigsten Funktionen, Vorsitzende oder Sekretäre von Kommunisten besetzt werden.»³⁹⁴ Die Umsetzung war weniger einfach, als einen solchen Beschluss zu fassen.³⁹⁵ Am 22./23. August beschloss die KPD-Führung förmlich ein Miteinander von Gewerkschaft und Betriebsrat. In jedem Betrieb sollte nur ein Industrieverband tätig sein, insgesamt sind zunächst 18 gebildet worden (von Bauarbeitern über Metaller, Land- und Forstarbeiter bis hin zu Angestellten, «Verband für Bühne, Film, Musik» oder «Verband der Bildungsträger»). Ihnen stand die KPD das Recht zu, in Betriebsräten mitzuwirken.³⁹⁶

Ende August hielt Ulbricht in Halle vor etwa 1000 Gewerkschaftlern eine Rede, die kurz darauf erheblich erweitert als Grundsatzbeitrag Ulbrichts und damit der KPD zur Gewerkschaftsfrage veröffentlicht wurde.³⁹⁷ In Halle betonte er die gleichberechtigte Rolle von Gewerkschaft und Betriebsräten und gab viele Beispiele, wie sie maßgeblich dazu beitrugen, die Wirtschaft wieder in Gang zu bringen. In der umfangreicheren Broschüre argumentierte er grundsätzlicher. So begründete Ulbricht, die KPD spreche von «neuen freien Gewerkschaften», weil nun nicht nur mit reaktionären Ideologien gebrochen würde, sondern auch, weil ihnen im neuen Staat eine völlig neue Funktion zugewiesen werde, als gleichberechtigter Partner mit entsprechenden Befugnissen.³⁹⁸ Kurz zuvor hatte Ulbricht auf einer Tagung zur Ankurbelung der Wirtschaft in Berlin betont, es sei die erste Sitzung, auf der Wirtschafts- und Gewerkschaftsvertreter gemeinsam berieten, wie es weitergehen müsse: Das würde jetzt immer so sein.³⁹⁹ Es fehlte sodann nicht der Hinweis auf die friedenssichernde Funktion, eine Argumentationsfigur, die in keiner programmatischen oder auch nur etwas allgemeineren Rede von KP-Funktionären künftig fehlte. Damit drückten sie nach dem Krieg nicht nur eine allgemeine Sehnsucht aus – Nie wieder! –, ideologisch war damit verknüpft, nur ein von der KPD angeführtes Gesellschaftssystem sei überhaupt in der Lage, künftig Kriege zu verhindern, weil allen anderen Systemen der Krieg als machtpolitisches Mittel und wirtschaftspolitische Notwendigkeit strukturell wie ideologisch immanent sei. Wahrscheinlich war die Friedensrhetorik der Kommunisten das überzeugendste Argumentationsmittel, das weite Teile der Gesellschaft erfasste – mit einer großen nachhaltigen Wirkung (bis heute). Sie trug die kommunistische Ideologie am wirksamsten in die Gesellschaft – Leninismus als Friedensideologie (für Theoriekenner bis zur Weltherrschaft des Leninismus ein Widerspruch in sich). Die Gewerkschaften standen zudem für das dritte Versprechen der Kommunisten: die Umwälzung der bisherigen sozialen Strukturen der Gesellschaft, verbunden mit einem sozialen Aufstiegsversprechen für Millionen durch die Brechung der bisherigen Bildungsprivilegien. Alle drei zusammen – Frieden, Antifaschismus und Sozialaufstieg – bildeten die Grundsäulen kommunistischer Zukunftsversprechen. Nüchtern betrachtet, hatten die Kommunisten argumentativ ein unschlagbares Instrumentarium in ihrer Hand: Im System gab es nur begrenzte Diskussionsmöglichkeiten, weil die Grenzen der Ideologie nur wenige Wächter wie Ulbricht verschieben konnten, nur sie konnten eine Diskussionsdynamik zulassen. Von außen wiederum prallte nicht nur alles an der «einzigen wissenschaftlichen» Gesellschaftstheorie ab, solche Angriffe bewirkten sogar, dass sich die Reihen im Inneren fester um ihren Kern schlossen. Diese Paradoxie hatte Bestand, interpretatorisch über den Untergang der staatskommunistischen Staaten hinaus.